

Rebellion in der Gen-Fabrik

Die Octos von Aptulat - eine Waffe des Wahnsinns

Perry Rhodan - Heft Nr. 1487

von H. G. Francis

Die Hauptpersonen des Romans:

Peeroush - Ein Strategie der Cantaro.

Ilmarem - Peeraushs „rechte Hand“. Yrmakarem- Ilmarems Frau.

Taphon - Ilmarems Stellvertreter.

Gasga - Ein Quollonter.

Gegen Ende des Jahres 1146 NGZ sollte die jahrhundertealte galaxisweite Herrschaft der Cantaro und derer, die überdiesen Klon-Wesen stehen, längst so gefestigt sein, daß niemand den gegenwärtigen Zustand verändern kann.

Diese Annahme hat sich längst als Irrtum herausgestellt. Perry Rhodan mit seinen Tarkan-Pückkehrern, die Freihändler und die in der Organisation Widder vereinigten Widerstandskämpfer haben trotz größter Schwierigkeiten und wütender Attacken des übermächtigen Gegners mehr als einmal bewiesen, daß sie nicht so leicht unterzukriegen sind.

Im Gegenteil: Die Opposition ist durchaus in der Lage, empfindliche Schläge auszuteilen und Vorberbereitungen für einen Generalangriff auf die Gewaltherrscher der Mischstraße einzuleiten, was die letzten Missionen an verschiedenen Schauplätzen bewiesen haben.

Während nun auf Heleios, dem Hauptquartier von WIDDER, die Angriffsplanung auf Hochtouren läuft, zeigt es sich, daß auch der Gegner nicht untätig verharrt.

Seine Vorbereitungen konzentrieren sich auf das Aptut-System, das Heimatsystem der Antis, dort, auf dem Planeten Aptulat, geschehen schreckliche Dinge - und dort kommt es auch zur REBELLION IN DER GEN-FABRIK...

1.

Atlan warf einen Blick durch die Fenster.

Vor wenigen Minuten waren die QUEEN LIBERTY, die JOLLY RO-GER, die LIBRA und die IGUALA auf Heleios gelandet. Zugleich hatte er erfahren, daß der Fragmentraumer BOX-17411 und Rhodans ODIN mit den Nakken auf Akkartü zurückgeblieben waren.

Fast alle anderen Raumschiffe der Widder, der Freihändler und der aus Rhodans ehemaliger Tarkan-Flotte waren aus ihren Einsätzen bereits nach Heleios zurückgekehrt.

Der Sturm der vergangenen Mona-te, bei dem die Herren der Milchstraße massiv gegen die Widder vorgegangen waren, hatte sich gelegt. Nach den ersten Verlusten hatten die Widder umfassende Gegenmaßnahmen ergriffen und alle noch tätigen Einsatzteams aus den Krisenherden evakuiert. Es waren nur noch ganz wenige getarnte Widder-Agenten in Schlüsselpositionen im Einsatz, und dies auch nur, weil man noch nicht mit ihnen in Kontakt hatte treten können, oder weil es zu gefährlich für sie gewesen wäre, sie zu warnen oder zurückzuholen.

Da sich die Lage beruhigt hatte und die Streitkräfte zurückbeordert worden waren, hatte man auch die Arbeiten an der BASIS wieder aufnehmen können.

Der Arkonide verließ seinen Arbeitsraum und wechselte in ein Konferenzzimmer hinüber, in dem sich die meisten anderen Teilnehmer einer kurzfristig angesetzten Besprechung eingefunden hatten. Er begrüßte Reginald Bull, Roi Danton, Julian Tifflor, Gucky und einige andere.

Bully war gerade dabei, eine Bilanz der Ereignisse der letzten Tage und Wochen zu ziehen. Atlan hatte jedoch noch nichts verpaßt. Bull war noch bei seinen einleitenden Worten.

»... halten sich die beim - sagen wir es mal so - Großreinemachen erlitte-nen Verluste in Grenzen«, führte der unersetzte, ungemein kräftig wirkende Mann gerade aus. Er sah jeden einzelnen Konferenz-

teilnehmer an, als wolle er sich verge-wissern, daß man ihm auch zuhörte. Gucky blinzelte ihm zu. Der Maus-biber wollte ihm zu verstehen geben, daß er seine Aus-führungen für wichtig hielt, je-doch nicht für so tiefschürfend, daß sich ein kleines Lä-cheln verbot. Die Lippen Bullys zuckten kaum merk-lich. »Adams hat in den vergangenen Jahrhunderten schon viel schlimmere Rückschläge erlitten.«

»Richtig«, bestätigte der Arkonide, während er sich setzte und einige vor ihm liegende Papiere ordnete.

»Und doch hat sich WIDDER immer wieder wie ein Stehaufmännchen er-hoben«, fuhr Bully fort.

»Allerdings ist unser dichtes und gut funktionierendes Spionagenetz zerschlagen worden«, warf Julian Tifflor ein. »Das empfinde ich als schmerzlichen Verlust, weniger aus organisatorischen, denn aus menschli-chen Gründen.«

»Dem stimme ich zu«, erwiederte Bully. »Die Zerschlagung dieses Net-zes hatte manche menschliche Kata-strophe zur Folge. Vom Strategischen her gesehen ist dieser Verlust jedoch zu verkraften, denn von heute an tritt

unser Widerstandskampf in eine neue und entscheidende Phase. Die *Widder* treten ihrerseits zum Großangriff ge-gen das die Milchstraße beherrschen-de System an!«

»Richtig«, bestätigte Roi Danton. Er warf nur einen kurzen Blick auf die vor ihm liegenden Papiere. Sein Ge-sicht ließ Entschlossenheit erkennen. »Wir haben die Koordinaten von über tausend von ungefähr 200.000 Raum-forts. Und wir wissen jetzt, wie diese über die sogenannten Chrono-Monito-ren auszuschalten sind.«

»Und wir können mit einiger Be-rechtigung hoffen, daß der Emissär Tenquo Dharab in Andromeda Erfolg hat und das gesamte Zentralplasma dazu bewegen kann, den Flug zur Milchstraße zu unternehmen«, erklär-te Atlan.

»Natürlich haben wir nicht die Mit-tel, gegen alle Raumforts vorzugehen und sie nacheinander zu zerstören«, stellte Reginald Bull klar. »Aber das ist auch gar nicht nötig. Es reicht aus, wenn wir eine Gruppe von etwa einem halben Dutzend Raumforts vernich-ten. Dadurch entsteht eine genügend große Lücke im Chronopulswall, so daß die Posbi-Flotte mit dem Zentral-plasma passieren und in die Milchstra-ße einfliegen kann.«

»Wie groß wird die Posbi-Flotte sein?« fragte Julian Tifflor.

»Wir schätzen, daß sie aus 10.000 Fragmentraumern bestehen wird«, antwortete Bully.

»Dabei werden die Herren der Stra-ßen kaum tatenlos zusehen«, vermute-te der Ilt.

»Ganz sicher nicht«, stimmte Bully zu. Auch er war davon überzeugt, daß die Beherrschter der Milchstraße sehr schnell reagieren würden. »Deshalb haben wir uns entschlossen, an fünf verschiedenen Stellen gleichzeitig zu-zuschlagen. Vier dieser Aktionen sind Täuschungsmanöver, mit denen wir den Gegner verwirren und ablenken wollen. Die Posbis sollen dann durch jene Lücke in die Milchstraße einflie-gen, bei der es die Herren der Straßen am wenigsten erwarten. Dabei haben wir den Vorteil, daß wir flexibel sind und uns der jeweiligen Situation je nach Notwendigkeit anpassen können.«

»Der Viren-Wall dürfte auch kein Problem sein«, bemerkte Atlan. In sei-nen rötlichen Augen leuchtete es auf. Der Arkonide war offensichtlich froh, daß man nun in eine Phase größerer Aktivität kam, in der die Offensive eindeutig überwog. Es drängte ihn, die Probleme zu lösen, die sich innerhalb der Milchstraße ergeben hatten.

»Nein«, erklärte Bully. »Der Viren-Wall sollte kein Problem sein. Die Fragmentraumer werden mit der be-nötigten Software ausgestattet, also den entsprechen-den Virenkiller-Pro-grammen. Dazu brauchen wir nur eine Konferenzschaltung unter den Bord-syntronen herzustellen und sie mit der Software zu speisen.«

»Richtig«, sagte Julian Tifflor. »Da-gegen wäre es unmöglich, die Posbi-Flotte mit Pulswandlern auszustatten. Es stehen uns ganz einfach nicht ge-nügend Geräte zur Verfügung. Wir können die Posbis auch nicht im Huk-kepack-Verfahren durchschleusen. Das wäre viel zu zeitraubend.«

»Dabei hätten die Cantaro überdies die Möglichkeit, massiert einzugrei-fen«, fügte Bully hinzu. »Sie würden uns in größte Verlegenheit bringen.«

Er lächelte breit.

»Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß die besten Vorausset-zungen für eine Großaktion gegen die Herren der Straßen gegeben sind. Wir warten nur noch auf eine Nachricht aus Andromeda. Dann können wir los-schlagen.«

Atlan dachte daran, daß Nikki Frik-kel vpn ihrem Einsatz bei den Bionten von Kyon berichtet hatte. Dabei hatte sich herausgestellt, daß jemand na-mens Ager Catomen die Welten irn Niemandsland bereiste, auf denen die

Cantaro den >Gen-Müll< ihrer Klon-Experimente ausgesetzt hatten, und die Bionten um sich sammelte.

Nicht nur er hatte sich bei WIDDER nach dem Sinn dieser Übung gefragt. War der Gen-Müll das letzte Aufgebot der Herren der Straßen? Das erschien unrealistisch angesichts der Tatsache, daß diese noch das Heer der aggressiven Hyguphoten und andere Klone zur Verfügung hatten. Oder wollten sie sich des Gen-Mülls nur entledigen? Hatte man es mit einer Vernichtungsaktion zu tun? Und wer war die'ser Ager Catomen? Ein Super-Mutant? Atlan hatte mit Homer G. Adams darüber gesprochen.

Adams hatte eine mögliche, aber unglaublich klingende Antwort darauf. Er kannte aus der Vergangenheit einen Hansesprecher dieses Namens.

Damals, Ende der 80er Jahre des 5. Jahrhunderts, nur wenige Jahre, bevor die Cantaro die Milchstraße hermetisch abgeriegelt hatten, um sie - entgegen dem Auftrag der Archäonten - nie wieder zu öffnen, war es zu mysteriösen Unfällen unter loyalen Hansesprechern gekommen. Einige der Sprecher waren dadurch aus ihrem Amt entfernt worden. Andere waren überraschend abgewählt und durch andere ersetzt worden, die von Galbraith Deighton protegiert wurden.

»Der Hansesprecher Ager Catomen war einer dieser Neuen«, hatte Adams gesagt. »Ein Vertreter des harten Kur-ses. Er hat Sheela Rogard auch als Galaktische Rätin ersetzt.«

Atlan fragte sich, ob der »Bionten-fänger«, mit dem Hansesprecher identisch war, oder ob die Namensgleichheit zufällig war.

Homer G. Adams hielt die Antwort auf diese Frage und die Frage nach dem Sammelruf für so wichtig, daß er sich persönlich mit dem Problemkreis befassen und Antwort auf diese Fragen finden wollte. Die Runde besprach noch einige organisatorische Probleme, dann löste sie sich auf.

Eine Stunde später startete die QUEEN LIBERTY mit den Mutanten Gucky, Ras Tschubai und Fellmer Lloyd an Bord zum Niemandsland zwischen den Wällen. Ihr Ziel war der Planet Mycon, der nach Nikki Frickels Aussage, einer der Sammelplätze für Bionten sein sollte.

*

Aptut war eine rote Doppelsonne nahe dem galaktischen Zentrum. Sie bestand aus zwei roten Riesen mit annähernd gleicher Masse, gleichem Durchmesser und gleicher Strahlungsintensität. Da die beiden Sonnen nur wenige Lichtwochen voneinander entfernt waren und sich umkreisten, umliefen ihre Planeten sie auf sehr langen, doch relativ regelmäßigen Bahnen um den gemeinsamen Schwerpunkt. Die einzige Ausnahme stellte Aptulat dar, der vierte Planet. Seine Bahn wies einige Unregelmäßigkeiten auf.

Aptulat war eine Dschungelwelt, auf der erst vor wenigen Jahrzehnten eine streng geheimgehaltene Gen-Fabrik der Cantaro entstanden war. Eine Verbindung zu Trakarat, der Heimatwelt der Antis, bestand nicht. Vielleicht lag das daran, daß in den Laboratorien von Aptulat an der Aufzucht spezieller Antis gearbeitet wurde, an Klonen mit außergewöhnlichen parapsychischen Fähigkeiten. Das Projekt lief unter dem Kodennamen »Baalol-700«.

*

Immer wenn ich den Kopf hob, blickte ich direkt in die Augen des Cantaro Peeroush.

Die Augen standen selbst für einen Cantaro sehr weit auseinander, und ihre Blicke lösten widerstrebende Gefühle in mir aus. Ihre Iris hatte genau die gleiche hellbeige Farbe wie die Kombination, die er trug.

Auf der einen Seite spornten mich die Blicke an. Sie ermunterten mich, meine Arbeit konsequenter und noch konzentrierter anzugehen. Auf der anderen Seite verunsicherten sie mich. Es war nicht gerade angenehm, ständig das Gefühl zu haben, beobachtet zu werden.

Manchmal lehnte ich mich auf meinen Sessel zurück und richtete meine Blicke auf die Augen.

Sie waren überall. Von großen und kleinen Bildschirmen herunter starrten sie mich an. Die Schirme waren an der Wand, an der Decke über mir, auf dem Keyboard meiner Syntronik, auf dem Kasten, in dem ich die schriftlichen Vermerke meiner Forschungsergebnisse aufbewahrte.

Aber ich wußte, daß sie mich nicht wirklich ununterbrochen beobachteten. Peeroush hatte hundert cantarische Mitarbeiter und über vierhundert Gentechniker meines Volkes unter sich. Er konnte nicht alle gleichzeitig im Auge behalten.

Hätte er es gekonnt, hätte er wohl längst den Saboteur entlarvt, den es in der Gen-Fabrik gab.

Ich unterbrach meine Arbeit, weil ich mich nicht genügend darauf konzentrieren konnte. Meine Gedanken schweiften ab.

Es mußte diesen Saboteur geben. Er beeinträchtigte unsere Arbeit. Und da-für.konnte es nur ein Motiv geben: Er war Widder-Agent.

Warum starre Peeroush mich an? Warum nicht jenen Unheimlichen, der so viel Unheil anrichtete? Er schien noch nicht einmal zu glauben, daß es ihn gab. Ich hatte versucht, mit ihm zu reden, doch es war mir nicht gelun-gen. Ich hatte offiziell den Rang einer »rechten Hand« des Cantaro. Doch ich sah ihn nur äußerst selten. Wenn ich ihn sprechen wollte, mußte ich mich Tage vorher anmelden, und auch dann war nicht sicher, daß er mich empfing.

Anders herum sah es gänzlich an-ders aus.

Wenn Peeroush mich sprechen woll-te, dann hatte ich meine Arbeit sofort zu unterbrechen und zu ihm zu eilen. Er hatte mich schon einige Male mit-ten aus biologischen Experimenten herausgerissen, die ich danach nicht mehr zu Ende führen konnte, weil das gesamte Material verdarb. Doch das spielte keine Rolle. Wenn Peeroush befahl, dann hatte ich zu springen.

Ich wandte mich wieder meiner Ar-be'it zu. Ich wollte nicht unzufrieden sein. Andere hatten es viel schlechter als ich, und manche'r empfand die Au-gen, die ihn von überall her anblick-ten, als unerträglichen Streß.

Ich sah bei diesen Augen nur ein von einer Syntronik erzeugtes Bild des Cantaro. Der Computer sorgte für eine sparsame Mimik, für das Hin-undherrucken der Augen. Er rief das Gefühl in mir hervor, daß ich keine Sekunde lang unbeobachtet war. Und er würde irgendwann umschalten, wirklich das Gesicht unseres höchsten Vorgesetzten zeigen und dabei so ge-schickt vorgehen, daß niemand einen Schnitt bemerkte.

Sofern man bei einer Syntronik überhaupt von »geschickt« sprechen kann, dachte ich.

Durch die offene Tür kam Taphon herein.

»Hallo«, grüßte er und legte mir eini-ge Papiere auf den Tisch. Er war grö-ßer als ich, hatte eine ungemein hohe Stirn und lange, schmale Ohren, auf deren Spitze einige Haare wucherten.

Schon oft hatte ich mich gefragt, warum er sie nicht einfach entfernte. Aber ich hatte ihn noch nie darauf an-gesprochen. Das wäre unschicklich gewesen. Wenn er diese Haare als sei-ne »eigene Note« ansah, dann stand es mir nicht zu, dies zu kritisieren.

»Hallo, Taphon«, antwortete ich und griff nach den Papieren. Auf ihnen war der Ablauf eines Experiments festgehalten, das für die Klone der

Baalol-700-Serie äußerst wichtig war. »Wie kommen wir voran?«

»Besser als erwartet«, entgegnete er, wobei er seine langen, schmalen Hän-de in den Hosentaschen verschwinden ließ. Er zögerte kurz, setzte sich dann jedoch neben mich. Das war mir we-sentlich angenehmer, als wenn er ste-hengeblieben wäre, weil ich nun nicht mehr ständig zu ihm aufblicken mußte.

Taphon hatte ein offenes, freundli-ches Wesen. In seinen rötlischen Augen lag stets ein lustiges Funkeln, so daß man den Eindruck gewann, daß er das gesamte Geschehen um sich herum nicht gar so wichtig nahm, wie es viel-leicht war. Er war Ara wie ich auch, und er war ein hochqualifizierter Wis-senschaftler, der ebenfalls das Zeug zum wissenschaftlichen Leiter von Aptulat hatte. Mit ein bißchen mehr Ehrgeiz wäre er es - an meiner Stelle -wohl auch geworden.

»Fährst du auch zur Insel rüber?« fragte er. »Ich habe gehört, daß dort heute eine Menge los ist.«

»Mal sehen«, antwortete ich vage, da ich nicht wußte, was meine Frau be-sehlossen hatte. Ohne sie wollte ich nichts unternehmen. Er stand auf und ging zur Tür. »Vielleicht sehen wir uns«, verab-schiedete er sich. »Ich lade dich zu ei-nem Drink ein.« Er lachte.

»Und deine Frau natürlich.« Er drehte sich um und eilte mit weit ausholenden Schritten davon, als hät-te er es plötzlich besonders eilig.

Ich horchte seinen letzten Worten nach. Sie hatten so eigenartig ge-klungen.

Wieso hatte er sie so seltsam betont? Was hatte er mit meiner Frau zu tun? Oder paßte es ihm nicht, daß ich lieber mit ihr zusammen war als mit ihm oder anderen Wissenschaftlern?

Ich beendete meine Arbeit, verließ das Labor und ging zu meiner Frau hinüber. Yrmakarem war selbstverständhch auch mit der Baalol-700-Se-ne befaßt, so wie wir alle. Sie hatte ihre Experimente gerade abgeschlos-sen, als ich zu ihr kam. Sie lächelte mir zu. Ich hätte sie gern in meine Arme genommen, aber ich wußte, daß sie das mcht mochte. Sie haßte Zärtlich-keiten unter den Augen des Cantaro. Mir gefiel auch nicht, daß wir ständig beobachtet wurden, aber es war wohl nicht anders zu machen. Die Sabota-geakte bewiesen es.

Vorbei an zahlreichen Zuchtbehäl-tern, in denen das Material der Baalol-700-Serie heranreifte, gingen wir zu ei-nem Antigravschacht. Wir einigten uns darauf, daß wir zur »Insel« hin-über fahren würden.

Wir befanden uns selbst auf einer Insel. Doch wenn wir von der »Insel« sprachen, meinten wir Quollont. Sie war nur wenige Kilometer von uns entfernt und in knapp zwei Minuten zu erreichen - wenn man einen Anti-gravgleiter nahm. Wir zogen es jedoch vor, mit dem Motorboot zu fahren. Das dauert erheblich länger, war jedoch bedeutend schöner und naturverbundener.

Wir meldeten uns ab und verließen die Fabrik. Als wir ins Freie traten, schlug uns eine feuchtwarme Luft entgegen, die das Atmen in den ersten Minuten zur Qual machte. Wenn mähte sich jedoch erst einmal daran gewöhnt hatte, war es nicht mehr so schlimm.

Die Gen-Fabrik, die geheimste und jüngste der Cantaro, war erst im Jahre 1103 im Äquatorgebiet von Aptulat erbaut worden. Der obere Bereich ragte nur etwa dreißig Meter weit aus dem Boden. Darüber wölbte sich ein Dach aus ins Riesenhohe mutierten Dschungelgewächsen. Zwei Drittel der Anlage befanden sich im sub-planetaren Bereich. Noch tiefer lagen das Kraftwerk für die Fabrik und die Anlagen für die verschiedenen Arten von Schutzschirmen.

Yrmakarem und ich schlenderten zusammen mit einigen anderen Wissenschaftlern zu unseren Unterkünften hinüber, flache, barackenartige Gebäude, in denen alle 400 Genetiker untergebracht waren. Weiter westlich befanden sich die zehn Baracken für die hundert Cantaro. Zwischen diesen beiden Wohnbezirken erstreckte sich ein schmaler Bau, in dem 500 Roboter und andere Geräte lagerten. Er war 300 Meter lang.

Als ich unsere Unterkunft betrat, blickte ich flüchtig zu den zwölf würfelartigen Bunkern hinüber, in denen die verschiedenen Generationen von Klonen untergebracht waren, soweit sie nicht verschifft wurden. Doch nicht alle zwölf enthielten einwand-freies Material. Sieben Bunker waren mit Ausschußprodukten der Gen-Ex-perimente angefüllt. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir sie längst vernichtet, aber Peeroush wollte sie für Versuchszwecke behalten.

Wir machten uns frisch, gingen dann zu den Klippen hinunter, wo unser Boot lag, und fuhren auf die See hinaus. Ein warmer, aber dennoch erfrischender Wind schlug uns entgegen.

Yrmakarem lächelte.

»Hier draußen fühle ich mich wie befreit«, gestand sie.

Ich konnte sie verstehen. Mir erging es ähnlich. Endlich einmal nicht die Augen von Peeroush zu sehen, war er-holsam.

Wir hätten über tausend verschiede-ne Dinge sprechen können, aber wir beschränkten uns fast ausschließlich auf die Baalol-700-Serie.

»Ich habe Angst«, gestand Yrmakarem.

»Warum? Wir haben alle Sicher-heitsvorkehrungen getroffen, die not-wendig sind.«

»Hast du keine Angst?«

»Eigentlich nicht. Oder nur wenig.«

Sie blickte aufs Wasser hinaus. Un-mittelbar neben unserem Boot erschienen die doppelten Rückenflossen von Schleierwalen, den gefähr-

lichsten Raubtieren von Aptulat. Wir fühlten uns dennoch sicher. Diese Wa-le hatten noch nie ein Boot angegrif-fen. Lebensgefährlich wäre es aller-dings gewesen, ins Wasser zu springen oder eine Hand über die Wasserober-fläche gleiten zu lassen. Die Wale hät-ten sofort angegriffen.

Die Klone der Baalol-700-Serie wa-ren alle exakt 1,93 m und dabei extrem schlank. Sie hatten schneeweißes Haar und einen gelblichen Teint. Ihre Augen waren taubengrau. Noch nicht ganz geklärt war, warum sie alle einen auffallend ausladenden Hinterkopf hatten. Der war keineswegs beabsich-tigt gewesen, hatte sich jedoch so ergeben. Peeroush lehnte weitergehen-de Forschungen mit dem Ziel, die Kopfform zu ändern, ab.

Jeder der »Octos«, wie sie nach dem Oktober, dem Monat ihrer Retortenge-burt, genannt wurden, war ein ausge-zeichneter Hypno und Suggestor. Alle zusammen konnten einen Geistes-block bilden, bei dem sich ihre Fähig-keiten potenzierten. Dann produzier-ten sie. Wahnsinnsimpulse, mit denen sie - wenn unsere Berechnungen stimmten - die Besatzungen ganzer Großraumschiffe in den Wahnsinn stürzen konnten. Darüber hinaus soll-ten sie im Kollektiv auch zu »Zün-dern« werden, die Zellexplosionen be-wirken konnten. Aber auch das war noch nicht im praktischen Experi-ment bewiesen worden.

»Sie wurden auf das Ziel hin ge-klont, Wahnsinn zu verbreiten«, sagte meine Frau. Ihre Augen wurden dun-kel vpr Furcht, und tiefe Falten bilde-ten sich an den Mundwinkeln.

»Ich weiß«, erwiderte ich in dem Be-mühen, sie zu beruhigen. »Aber wir haben alles im Griff.«

»Wenn es doch nur so wäre«, seufzte sie.

»Du zweifelst daran?« Ich war schockiert. Wie kam sie dazu, unser aller Arbeit in Frage zu stellen? Das Forschungs- und Entwicklungspro-

gramm war vielfach abgesichert. Es konnte nichts passieren.

»Die Baalol-700-Serie ist in gewisser Weise überzüchtet«, stellte sie fest.

Die Schleierwale waren noch immer neben uns. Einer von ihnen drehte sich auf die Seite und blickte mich mit großen, roten Augen an. Konnte ich mich wirklich darauf verlassen, daß diese Raubtiere uns nicht angriffen? Was würde geschehen, wenn diese Welt aus den Fugen geriet? Hatten wir die Klone wirklich zuverlässig unter Kontrolle? Was war, wenn die Schleierwale plötzlich den Verstand verloren, weil die Baalol-700-Serie es so wollte?

Ich spürte, wie es mir kalt über den Rücken lief.

Yrmakarem hatte recht. Die Klone waren überzüchtet.

»Sie sind besonders leicht reizbar«, bemerkte sie. »Es sind hypernervöse Wesen. Ich muß immer daran denken, daß es bei früheren Klon-Generatoren schon mal passiert ist, daß sie durchdrehten und sich ihre Fähigkeiten selbstständig machten. Sie haben alle Lebewesen im Umkreis von vielen Kilometern in einen irreversiblen Wahnsinn gestürzt.«

»Wir würden es nicht merken«, versuchte ich zu scherzen. »Also würde es uns auch nichts ausmachen.« Sie lachte nicht.

»Die Octos sind in dieser Hinsicht gefestigter«, betonte ich. »Außerdem sind sie gut abgeschirmt. Sie können diesen Block nicht ohne weiteres bilden - wenn wir es nicht wollen.«

Die Schleierwale tauchten ab. Ihre Flukten peitschten das Wasser, dann waren sie verschwunden. Ich bemerkte, daß Yrmakarem aufatmete.

2.

Als wir im Hafen von Quollont anlegten, sagte ich es ihr.

»Ich bin überzeugt davon, daß es einen Saboteur in der Fabrik gibt«, erklärte ich.

Ich hatte vor einigen Tagen schon einige vorsichtige Andeutungen gemacht, doch sie hatte nicht darauf reagiert. Jetzt blickte sie mich überrascht an, und plötzlich lachte sie laut.

»Nun behauptet nur noch, daß es einen Widder-Agenten bei uns gibt«, erwiderte sie amüsiert.

»Genau das befürchte ich«, antwortete ich, während ich das Boot an einem Holzsteg festmachte.

Sie blickte mich forschend an, stieg aus dem Boot, setzte sich dann jedoch auf den Steg und ließ die Beinebaumeln. Sie trug eine leichte, rote Kombination mit gelben Schärpen. Auf den Kopf hatte sie sich weiße, flauschige Federn geklebt. Sie milderten ein wenig den strengen Ausdruck ihres Gesichts.

»Du bist verrückt«, stellte sie fest. »Ich würde es nicht sagen, wenn ich nicht einen begründeten Verdacht hätte.«

»Hast du mit Peeroush darüber gesprochen?«

»Es scheint ihn nicht sonderlich zu interessieren.« Sie lachte laut auf. »Aber du spielst Detektiv! Ilmarem, du nimmst dich mal wieder zu wichtig.«

Über den Steg kam eine Gruppe fröhlich singender Quollonter zu uns. Es waren kleine, gedrungene wirkende Wesen mit humanoidem Äußeren. Sie hatten weiche Gesichtszüge mit dunklen Augen, breiten Nasen und aufgeworfenen Lippen. Sie trugen nur kurze Hosen und leichte Sandalen aus Fischhaut. Von ihrem Schädel zog sich ein breiter, leuchtend orangefarbener Streifen über den Nacken herunter zu den Hüften. Dort spätete er sich auf und lief auf der Rückseite ihrer stämmigen Beine weiter bis hinter den Hacken. Immer wenn ich Quollonter sah, nahm ich mir vor, irgendwann einmal herauszufinden, welche biologische Funktion diese Orangestreifen hatten. Doch ich würde wohl nie dazu kommen, das auch zu tun. Die Arbeit in der Fabrik nahm mich zu sehr in Anspruch, so daß für andere Forschungsarbeiten kein Raum blieb.

»Willkommen auf der Insel«, rief Gasga. Er war der einzige, der keine Sandaleh, sondern weiche Stiefel trug, deren Schäfte bis zu den Oberschenkeln hinaufreichten.

Wir gingen zu ihm und begrüßten ihn und die anderen, indem wir spielerisch unsere Fäuste gegeneinander stießen und uns lachend in die Augen blickten. Yrmakarem und ich fühlten uns wohl bei ihnen. Wir waren immer außerordentlich gastfreudlich von ihnen aufgenommen worden.

»Kommt mit zum Likanthö«, forderte er uns auf. »Heute ist Blöque!«

Wir wußten nicht, was er meinte. Der Likanthö war ein großer Platz in der Mitte der Insel. Dort spielte sich das Leben der Quollonter ab. Aber was war Blöque? Wir wußten so wenig von den Eingeborenen.

»Wir wissen leider nicht, was Blöque ist«, sagte Yrmakarem, während wir mit den singenden und scherzenden Quollontern durch ein kleines Wäldchen gingen.

Gasga zeigte zum Himmel hinauf, und jetzt erst merkten wir, daß nur eine der beiden Sonnen zu sehen war. Die andere befand sich genau hinter ihr.

»Börs ist nicht zu sehen«, machte uns Gasga auf das Naturereignis aufmerksam.

»Wo ist sie?« scherzte Yrmakarem.

Gasga blieb stehen. Er legte ihr eine Hand auf den Arm.

»Sie erholt sich«, erwiderte er.

Ich wollte ebenfalls eine scherzhafte Bemerkung machen, doch mir fiel noch rechtzeitig auf, mit welcher Ernsthaftigkeit der Fischhändler ge-antwortet hatte. Auch bei den ähderen Quolloiitern war das Lachen wie weg-gewischt. Einige von ihnen strichen sich ehrfurchtvoll mit den flachen Händen über die Wangen, als gäbe es etwas von dort zu entfernen.

»Sie erholt sich?« fragte Yrmaka-rem. »Wovon?«

»Die göttliche Börn blickt auf uns herab. Sie sieht, was wir treiben und oft genug hat sie Grund, befremdet oder zornig zu sein. Manchmal ver-dunkelt sie ihr Gesicht, weil sie nicht mehr sehen will, was hier geschieht, meistens aber beobachtet sie sehr ge-nau, wie sich ihre Kinder verhalten.«

Er sprach mit einer solchen Ein-dringlichkeit, daß ich mich seinen Worten nicht entziehen konnte. Bisher war er nur ein Fischhandler für mich gewesen, der mächtigste Quollonter auf der Insel zwar, aber doch nichts weiter als ein fröhliches Wesen, das kaum mehr im Sinn hatte, als sein Le-ben zu genießen. In diesen Sekunden begriff ich, daß er nicht so oberflächlich war, wie ich angenommen hatte. Die Reaktion sei-ner Begleiter zeigte, daß er einen er-heblichen Einfluß auf sie hatte.

»Börn ist geduldig und nachsich-tig«, fuhr er fort und senkte seine Stimme ab, so daß sie noch eindringlicher klang. »Sie verzeiht und versteht. Manchmal aber geschieht zuviel. Wenn alles zusammenkommt, dann packt sie das Entsetzen, und sie zieht sich zurück, um sich zu erholen. Dann ist es Zeit für uns, zur Einkehr zu kommen.«

Er war offensichtlich der Meinung, damit genug gesagt zu haben. Er wandte sich ab und ging weiter. Die anderen Quollonter folgten ihm, und wir näherten uns dem Likanthö, dem großen Platz, um den sich die Holz-häuser der Inselbewohner drängten.

Yrmakarem und ich blickten uns beklommen an.

Unwillkürlich fragten wir uns, was »Börn« wohl dazu sagen würde, was wir auf der anderen Insel in der Fabrik trieben!

»Der Wissenschaftler, hat nicht zu verantworten, womit er sich befaßt«, sagte meine Frau leise zu mir.

»Er muß forschen und weiterentwickeln, so wie wir es tun. Die Verantwortung liegt allein in den Händen derer, die als Pragmatiker die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit einsetzen.«

»Wir wollen uns nicht darüber un-terhalten«, bat ich. »Es ist besser, wenn wir dieses Thema vermeiden. Das habe ich dir schon oft gesagt. Ich werde mich jedenfalls nicht aus unse-rer Arbeit zurückziehen.«

»Ich habe Angst«, antwortete sie schlicht. »Hast du eigentlich schon mal darüber nachgedacht, ob die Quollonter auf unserer Insel waren?«

»Wie kommst du darauf?«

»Vielleicht waren sie sogar schon in der Fabrik, und wir wissen es bloß nicht.«

»Unsinn.«

»Wir wissen überhaupt nichts von ihnen.«

»Sie sind freundlich, fröhlich und liebenswert«, erklärte ich, wobei ich eine gewisse Nervosität in mir auf-kommen fühlte. Ich wollte nicht mit ihr darüber reden und hätte mich viel lieber auf das konzentriert, was sich auf dem Likanthö abspielte:

»Vielleicht haben sie parapsy-chi-sche Fähigkeiten?«

»Haben sie nicht«, antwortete ich gereizt.

Wir hatten die ersten Häuser er-reicht. Zwischen zwei Gebäuden hin-durch konnten wir die versammelten Quollonter sehen. Es waren Hunderte. Und bei ihnen waren viele Aras aus der Gen-Fabrik. Sie alle bestaunten die Beute, die von den Fischern an Land gebracht worden war. Wir glaub-ten, unseren Augen nicht trauen zu dürfen.

»Siehst du? Das meinte ich!« raunte Yrmakarem mir zu. Wir blieben im Schatten eines Bau-mes stehen. Wie gebannt blickte ich auf den Fisch. der auf dem Likanthö lag, und den Gasga als der einzige zum Fischhandel autorisierte Quollonter' verkaufen würde.

Der Fisch wog wenigstens drei Ton-nen! Er war etwa zwanzig Meter lang. und sein silbrig schimmernder Leib wölbt sich bis zu einer Höhe von drei Metern auf.

»Kannst du mir sagen, wie sie es ge-schafft haben, ihn hierherzubringen?« flüsterte Yrmakarem. Ich konnte es nicht. Ihre Hand glitt über meinen Rük-ken, und ich erschauerte. Ich wußte, was sie mir zu verstehen geben wollte. Sie befürchtete, daß die Quollonter parapsychische Fähigkeiten hatten, und daß sie den Fisch mit diesen Mit-teilen transportiert hatten. Das allein wäre kein Grund gewesen, sich zu beunruhigen. Schlimmer war, daß un-ter solchen Umständen ein unbere-chenbarer Einfluß auf die Baalol-

700-Serie nicht auszuschließen war.

»Nein«, wehrte ich mich. »Sie haben keine solchen Fähigkeiten. Wir haben alles sorgfältig überprüft.«

»Wir können nicht vorsichtig genug sein«, ermahnte sie mich. »Ich habe Angst davor, daß es zu einer unkontrollierbaren Reaktion mit den Octos kommt. Ist dir klar, was dann passieren kann?«

Gasga packte mich an der Hand und führte mich zu dem Fisch, um mir sein gewaltiges Maul mit den langen, messerscharfen Zähnen zu zeigen.

Ich war beeindruckt. Da die Quollonter dem Tier die Rückenflossen abgeschnitten hatten, erkannte ich erst jetzt, daß es sich um einen Schleierwal handelte. Ich sah mich um.

Der gesamte Likanthö war von Häusern und Bäumen umgeben. Nirgendwo gab es eine Lücke, durch die Gasga und seine Männer den riesigen Fisch hätten bringen können. Es gab keine Schleifspuren. Die aber hätten vor-

handen sein müssen, da die Quollonter keine Fluggeräte kannten, mit deren Hilfe sie den Riesenfisch hätten transportieren können.

»Wie habt ihr ihn auf den Likanthö gebracht?« fragte ich.

Gasga und die anderen Eingeborenen brachen in schallendes Gelächter aus. Einige fanden meine Frage so komisch, daß sie sich auf den Boden fallen ließen und sich dort hin und her wälzten.

Musik setzte ein. Mehrere Quollonter hatten sich am Kopfende des gewaltigen Tieres zusammengefunden und entlockten ihren Fischerpfeifen nun Tonfolgen, die auch in unseren Ohren angenehm klangen.

»Verzichte auf weitere Fragen«, empfahl mir meine Frau. »Du wirst doch keine befriedigende Antwort erhalten.«

Gasga hatte sich mittlerweile beruhigt. Eine seiner vier Frauen brachte ihm nun eine dolchartige Gräte. Er streckte sie in die Höhe und begann mit der Versteigerung. Dabei sprach er so schnell, daß wir ihn trotz unserer Translatoressen nicht mehr verstehen konnten. Immerhin begriffen wir, daß der Schleierwal portionsweise verkauft wurde. Immer mehr Quollonter kamen heran und schnitten sich Portionen aus dem Fisch, die sicherlich ausreichten, eine mehrköpfige Familie für wenigstens eine Woche zu sätigen. Dabei gab es deutliche Unterschiede. Wir sahen, daß einige Gasga beträchtliche Summen zahlen mußten, sich dafür aber die offenbar bestens Stücke herausschneiden durften, während andere nur wenig aufbrachten, sich dafür aber auch mit den weniger edlen Teilen des Fisches zufriedengeben mußten. In unglaublich kurzer Zeit teilten die Eingeborenen die Beute unter sich auf und ließen dabei auch die Innereien nicht aus. Schließlich blieben nur noch das Skelett, die Haut und einige nicht verwertbare Innereien übrig.

Darunter ein kopfgroßer, rosiger Klumpen, den Gasga von der Leber abgetrennt hatte. Er enthielt offenbar eine Gallenflüssigkeit. Er schnitt ihn auf, und eine orangefarbene Flüssigkeit lief heraus. Sie verbreitete einen süßlichen Geruch und lockte innerhalb von wenigen Minuten Zehntausende von Fluginsekten an. Es waren kleine, grünlich schimmernde Tiere mit rötlichen Reißzangen. Sie machten sich über die Reste des Schleierwals her, und ihre Zahl wuchs schließlich so sehr an, daß wir nur noch ein grünliches Gewoge der Insektenleiber sahen. Sie fraßen so gierig, daß sie Reste des Fisches buchstäblich vor unseren Augen in sich zusammen schmolzen.

Währenddessen loderten Hunderte von Holzstapeln auf. Die Frauen packten die Fischbrocken in große, dünne Blätter ein, verschnürten sie und legten sie in die offenen Feuer. Die Männer schlepten bauchige Gefäße mit einer berausenden Flüssigkeit heran. Wir kannten sie bereits, da wir sie einige Male mit großem Vergnügen genossen hatten. Auch jetzt tranken wir davon, Yrmakarem waren jedoch vorsichtiger als sonst.

Wir hatten Angst.

Andere Wissenschaftler - unter ihnen Taphon - hatten weniger Bedenken sich zu bedienen. Sie bechererten mit den Quollontern, verteilten großzügig Geschenke und kümmerten sich ansonsten um gar nichts.

Gasga brachte uns in den Flammen gegartes Fleisch. Fröhlich lächelnd setzte er sich zu uns und bestand darauf, daß wir gemeinsam aßen.

»Es schmeckt ausgezeichnet«, lobte Yrmakarem.

Sie hatte recht.

»Ich habe schon lange nicht mehr so wohlschmeckendes Fleisch gegessen«, pflichtete ich ihr bei. Gasga strahlte.

»Es ist manchmal auch nicht so schlecht, wenn Börs sich versteckt«, lachte er.

*

Wir schrieben den 4. Dezember 1146. Peeroush und ich konnten auf unsere Erfolge stolz sein. Immerhin hatten wir es geschafft, schon im vergangenen Jahr die ersten Baalol-Klone in Serie zu produzieren, obwohl die Baa-lol-700-Klone erst im Jahre 1149 fällig gewesen wären. Schon vor zwei Jahren war vom Supremkommando der Befehl eingegangen, die Funktion der 700er zu beschleunigen. Das hatten wir erreicht. Der Preis, den wir dafür zu zahlen hatten, war allerdings beachtlich gewesen.

- Ich arbeitete in meinem Labor, konnte mich jedoch nicht so recht konzentrieren. Der Kopf war ein wenig schwer von den allzu reichlich genossenen Getränken auf der Insel.

Immer wieder mußte ich überdies daran denken, daß wir zu Anfang Hunderte von Klone produziert hatten, die ausschließlich Gen-Müll waren. Wir konnten uns dieses Resultat beide nicht erklären.

Die ersten Klone der 700-Serie waren durchwegs Krüppel an Geist und Körper, doch schon in der dritten und vierten Generation kamen beachtliche PSI-Talente aus der Retorte.

Yrmakarem kam herein.

»Was ist los?« fragte sie und setzte sich auf den Stuhl neben meinem Tisch. Sie griff nach dem Tee, der neben mir stand, und trank ihn aus. Das tat sie öfter. Ich hätte diese Angewohnheit, aber ich hatte es längst aufgegeben, dagegen zu protestieren. Ich würde mir einen neuen Tee bestellen.

»Ich denke gerade an den Werdegang der Baalol-700-Serie«, eröffnete ich ihr. »Schon die anfänglichen Testergebnisse für die Klone fielen positiv aus.«

»Höchstens mit der Einschränkung, daß die parapsychischen Fähigkeiten der Anfangsmuster noch zu optimieren waren.«

»Richtig«, bestätigte ich. »Wir wollen jedoch festhalten, daß wir schon von der dritten Generation an keinen Gen-Ausschuß mehr produziert haben.«

Sie schürzte die Lippen, stellte die Teetasse ab und ging zur Tür.

»Darüber kann man geteilter Ansicht sein«, bemerkte sie. »Hast du vergessen, daß die Beurteilung deiner Testergebnisse durch das Supremkommando geradezu vernichtend ausgefallen ist?«

Auch für diese Bemerkung hätte ich sie. Ich hatte das Gefühl, daß sie diese Beurteilung mit einer gewissen Schadenfreude sah, obwohl sie als Mitarbeiterin an dem Projekt selbst doch auch betroffen war.

»Nein, das habe ich nicht vergessen«, erwiederte ich schroff. »Und mir ist auch nicht entfallen, daß ich den Befehl erhielt, diesen Gen-Müll zu verbannen.«

»Was du ja auch getan hast«, spöttelte sie. »Braver Junge. Tust immer, was man dir befiehlt.«

»Laß mich in Ruhe«, fuhr ich sie an. Warum war sie so herausfordernd? Gönnte sie mir meine Erfolge nicht? Fast schien es so, begleitete sie doch jeden Mißerfolg in letzter Zeit mit Ironie.

In ihren Augen blitzte es auf. Sie wußte genau, was ich dachte. Ein amüsiertes Lächeln lag auf ihren Lippen. Sie blinzelte mir zu, drehte sich um und schritt davon, wobei jede ihrer Bewegungen deutlich machte, wie sehr sie sich von mir beobachtet fühlte. Als sie eine Zwischentür erreichte, drehte sie sich noch einmal um. Sie lachte, und ich kam mir vor, als hätte sie mich bei etwas Verbotenem erwischt. Ich ärgerte mich, daß ich mich nicht schon früher meiner Arbeit zugewendet hatte. Wie war es möglich, daß die Testergebnisse vom Supremkommando derart schlecht beurteilt worden waren?

Es gibt nur eine Antwort, dachte ich. Die Testergebnisse sind verfälscht und manipuliert worden, bevor sie das Supremkommando erreicht haben. Jemand hat sich eingeschaltet und Sabotage verübt. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.

Yrmakarem glaubte nicht daran, und Peeroush tat es auch nicht.

Der Gedanke an einen Saboteur ließ mich nicht los, und ich konnte mich noch weniger als zuvor auf meine Arbeit konzentrieren.

Warum sträubte Yrmakarem sich gegen den Gedanken, daß es einen Saboteur geben könnte?

Sie hatte selbst zugegeben, daß sie Angst vor einem unkontrollierten und unkontrollierbaren Ausbruch der Baa-lol-700-Serie hatte, dachte dabei jedoch ausschließlich an die PSI-Fähigkeiten der Klone. Warum schloß sie den Gedanken an einen Saboteur nicht mit in ihre Überlegungen ein?

Ein Saboteur macht mir viel mehr Angst als die Klone! Ich erhob mich und ging zum Automaten, um mir einen frischen Tee zu bestellen. Wie üblich mußte ich einige Sekunden warten, bis er da war. Ich goß mir einen Becher voll und trank ihn langsam aus.

Der Gedanke an den Saboteur ließ mich nicht los.

Ich fürchtete mich vor der Organisation WIDDER, von deren Existenz wir alle wußten. Ich streckte die Hand nach dem Schalter eines positronischen Meßgeräts für biologische Zellschwingungen aus. Mich störte nicht, daß auch darauf ein Peeroush-Auge angebracht war. Allerdings zuckte meine Hand instinktiv zurück, als ich einen Wimpernschlag an meiner Innenhand fühlte.

Bestürzt blickte ich das Auge an. »Du wirst hysterisch«, hatte Yrma-karem gespottet, und ich mußte ihr recht geben.

Auf dem Schalter war nur das Auge zu sehen, ein lebloser Bildschirm, der von einem Computer gesteuert wurde. Wimpern gab es nicht.

Mein Herzschlag hatte sich jäh beschleunigt, und meine Haut hatte auf den plötzlichen Adrenalinstoß mit einem Schweißausbruch reagiert. Ich fuhr mir mit einem Taschentuch über die Stirn.

»Was ist los?« fragte mich Peeroush. Seine Stimme klang aus zahllosen Lautsprechern um mich herum. Sie kam buchstäblich aus jedem Winkel des Raumes, und die Augen auf den Bildschirmen hatten sich um eine winzige Nuance verändert. Ich wußte, daß ich es nicht mit einem computer-gesteuerten Kunstbild zu tun hatte, sondern wirklich mit dem Cantaro, dem die Gen-Fabrik Aptulat unterstand.

»Nichts«, stammelte ich. »Wieso?« Er erwiderte nichts, sondern blickte mich nur schweigend an. Ich hatte das Gefühl, daß er meine Gedanken lesen konnte. Seine Blicke entblößten mich bis ins Innerste hinein.

»Ich habe keinen guten Tag«, wischte ich aus.

»Was beunruhigt dich?« Ich richtete mich auf und atmete tief durch. Ich spürte, daß mein Blutdruck stieg, und ich konnte nichts dagegen tun.

»Irgend jemand mußt die Testwerte über die Baalol-700-Serie manipuliert haben«, stieß ich kurzatmig hervor. Ich wußte, daß ich nur einmal richtig ausatmen mußte, um den Druck auf meine Lungen loszuwerden und frei sprechen zu können. Doch es gelang mir nicht. Meine Stimme verlor jene Kraft, die notwendig gewesen wäre, Peeroush zu überzeugen.

»Das hast du mir schon einmal ge-sagt«, gab der Cantaro zurück. Er sprach in einem Tonfall, der mehr ausdrückte als seine Worte. Meine Aussage war ihm lästig. Sie überzeugte ihn nicht. Er war noch nicht einmal bereit, meine Behauptung näher ins Auge zu fassen und den Mitarbeiterstab zu überprüfen. Dabei konnte im Augenblick nichts wichtiger sein, als alle Aras auf Aptulat nach einer möglichen Mitgliedschaft bei den *Widdem* zu überprüfen.

Peeroush hatte den Rang eines Stra-tegen. Er war verantwortlich für die Gen-Fabrik. Wenn er keine Überprüfung wollte, dann konnte ich nichts machen.

»Ich will nichts mehr davon hören«, erklärte er, wobei seine Stimme einen scharfen Unterton bekam. Ich wußte, daß er alle Sprachen der Galaxis beherrschte. Auf Aptulat bediente er sich jedoch grundsätzlich des Inter-kosmo.

Als er mich jetzt ansah, erinnerte ich mich an die medizinische Untersuchung, die mir einen Einblick in seine besonderen Fähigkeiten und seine Ausstattung gegeben hatte. Seitdem wußte ich, daß der Cantaro uns allen grenzenlos überlegen war.

Wie fast alle Cantaro war er humano-id. Er trug keinerlei äußerlich sichtbaren Robotmodule. Dabei fanden sich innerhalb seines Körpers gleich 43 Stück davon. Ich hatte sie alle auf den Schirmen der Untersuchungsgeräte gesehen. Allein sein Schädel beherbergte 19 Module, die ihm zusätzliche Sinne wie etwa Infrarot-Sehen, Ultra-schall-Hören und Ultraschall-Orientie-ren und den Empfang hyperenergetischer Impulse ermöglichten.

Seit der Untersuchung, die mit einer Reihe von körperlichen Tests und Übungen verbunden gewesen war, wußte ich, daß er stark und schnell wie ein Haluter war. Ich hatte mich davon überzeugen können, daß er Muskeln aus Polymermetall besaß. Seine hellbeige Kombination war nichts als Zierde und Ablenkung, denn sämtliche Geräte seines SE-RUNS befanden sich in seinem Körper - wie beispielsweise ein Mikrogravitator, ein Gravo-Pak, ein Re-cycling-System, das es gar nicht erst zu Körperausscheidungen kommen ließ und neben einigen weiteren Dingen auch eine Medo-Sektion. Diese Sektion diente der Kontrolle der Gesundheit und des Körperhaushalts. Sie aber hatte versagt und einiges Durcheinander in seinem Körper angerichtet, so daß eine Untersuchung und Behandlung notwendig gewesen war. Ich hatte sie zu seiner vollsten Zufriedenheit durchgeführt.

»Haben wir uns verstanden?« fragte er, und jetzt hatte seine Stimme ein Timbre, das die Gläser in meinem Labor zum Klingeln brachte. Ich fürchte-te, daß einige von ihnen zerspringen würden, doch er zog sich zurück, bevor es soweit kommen konnte. Er hat-te noch nicht einmal meine Antwort abgewartet.

Er wußte schon vorher, was ich sa-gen wollte, dachte ich niedergeschla-gen. *Es interessiert ihn nicht.* Ich blickte verstört auf die Handflä-che meiner rechten Hand. Sie sah normal aus. Seltsame Gedanken gingen mir durch den Kopf.

Was würde geschehen, wenn ich ei-nes Tages gegen Peeroush kämpfen müßte? fragte ich mich. Was war nur mit mir los? An so et-was hatte ich noch nie zuvor gedacht. Warum sollte ich gegen den Cantaro kämpfen müssen? Ich war absolut loyal. Wahrscheinlich war ich sogar wachsamer als er. Fühlte er sich auf-grund seiner körperlichen Überlegen-heit nicht schon viel zu sicher? Unwillkürlich schüttelte ich den Kopf, und ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

Ein Kampf mit Peeroush war wirk-lich unvorstellbar. Es lohnte nicht, auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, denn ich war viel zu schwach, um bei einem solchen Kampf bestehen zu können.

3.

Auf den Bildschirmen leuchtete die Zahl 433 auf. Sie zeigte an, daß mein Experiment unter dieser Ziffer einge-geben und gespeichert werden würde, ganz gleich, welche Resultate dabei herauskamen. Vor mir lag der nackte Körper eines Baalol-700-Klons in einem Behälter aus kodifizierter Formenergie, die mich und alle anderen in der Fabrik gegen parapsychische Impulse ab-schirmte. Er schwamm in einer Nähr-flüssigkeit, die ihn mit allem versorg-te, was er benötigte. Sie führte ihm auch eine ausreichende Menge Sauer-stoff zu.

Der Körper war leicht verkrüppelt. Die Arme und die Beine waren um et-wa zwanzig Prozent zu kurz, der Kopf war um 13 Prozent zu groß geraten, und der Unterkiefer war verkümmert. Er hatte keine Ähnlichkeit mit den Antis, jenem galaktischen Intelligenz-volk, das von den Akonen abstammte.

Die Antis - die sich selbst Baalols nannten - waren vor Jahrtausenden aus dem Akon-System ausgewandert und hatten sich in diesem Sonnensy-stem auf dem Planeten Trakarat nie-dergelassen. Die dortigen Umweltver-hältnisse hatten die akonische Erb-masse verändert, wobei die Mutation in erster Linie die Gehirnstruktur und damit die geistigen Fähigkeiten der Siedler betraf. Sie ermöglichten es den Antis, Energieschirme mit rein geistigen Kräften so zu verstärken, daß sie um ein Vielfach.es der normalen Kapazität belastbar wurden. Darüber hinaus gewannen die Antis die Fähigkeit, paramentale Angriffe von Mutanten abzuwehren.

Ich konnte die Augen nicht von dem Material in dem Behälter wenden. Die-ses Wesen da drinnen konnte die Gei-steskräfte anderer nicht verändern und verstärken, um sie dan.n auf diese selbst zurückzuschleudern.

Ich konnte nur wiederholen: Es war Gen-Müll.

Im Kollektiv konnten die Antis ihre Fähigkeiten noch potenzieren, und da-bei außerdem hypnotische, suggesti-ve, telepathische und telekinetische Wirkungen erzielen.

Was konnte das Material in dem Be-hälter?

Das war die Frage, die ich zu beant-worten hatte, bevor ich es vernichtete - oder als Abfall wegbringen ließ, da-mit es irgendwo auf einem anderen Planeten weiterexistieren konnte. Ich war gegen einen solchen Abtrajisport und für die sofortige Beseitigung des Mülls. Niemand hatte etwas davon, wenn dieses Material irgendwo in ei-ner fremden Welt ein kümmerliches Dasein fristen konnte. Für uns war es wissenschaftlich uninteressant, ob es weiterhin existierte, da wir ohnehin keine Daten zum Auswerten erhielten. Für das Material bedeutete eine solche Existenz eine unnötige Belastung. Das meiste war kaum lebensfähig und konnte ganz sicher nicht für sich selbst sorgen. Ich fürchtete, es fiel wil-den Tieren zum Opfer.

Da war es schon humaner, es gleich zu beseitigen.

Ich schob diese Gedanken zur Seite und begann mit der Testreihe, bei der ich zunächst alle körperlichen Funk-tionen des Materials in dem Behälter überprüfte.

Das Ergebnis war keineswegs über-raschend für mich. Das Wesen vor mir war ohne die Nährflüssigkeit nicht le-bensfähig. Es würde sofort sterben, wenn es selbst atmen mußte.

Dennoch setzte sich die Untersu-chung fort. Mich interessierten in er-ster Linie die geistigen Fähigkeiten. Aber auch in dieser Hinsicht erlebte ich eine Enttäuschung. Das Material stimmte nicht mit den Computerbe-rechnungen überein, die ich vorher angestellt hatte. Es hätte hochqualifi-ziert sein müssen, war es jedoch nicht. Obwohl das Gehirn des Objekts alle notwendigen Voraussetzungen auf-wies, war das Wesen in dem Behälter nicht mehr als ein Idiot.

Ich stellte die Versorgungssysteme ab und sorgte für den automatischen Abtransport des Mülls. Er wurde einer Anlage zugeführt, in der er zu Basis-material verarbeitet wurde. Ich schaltete ab.

Niedergeschlagen erhob ich mich und ging zum Automaten, um mir et-was Tee zu holen.

Ich mußte noch vier weitere Experi-mente dieser Art durchführen, obwohl ich schon jetzt wußte, daß alle

das gleiche Ergebnis haben würden. Dieses Material gehörte zu einer Testreihe, die aus bisher ungeklärten Gründen nur Gen-Müll der schlimmsten Sorte erbracht hatte. Wir konnten uns nicht erklären, warum das so war.

Ich war müde. Ich brauchte einige Tage Ruhe und Erholung. Ich hatte das Bedürfnis, die Fabrik zu verlassen und mit dem Boot aufs Meer hinauszufahren, bis ich irgendwo auf einer fernen Insel landete und ganz allein war. Doch ich wußte, daß dies nur ein Traum bleiben würde. Die Cantaro duldeten keine Unterbrechung der Arbeit. Sie waren auch nicht dem Argument zugänglich, daß sich unsere Kräfte in einer Erholungspause regenerieren würden, so daß wir anschließend um so besser arbeiten könnten. Ich führte die Experimente zu Ende, und alles kam, wie ich es vorausgesessen hatte. Als ich sie abgeschlossen hatte, wanderte alles Material in die Aufbereitungsanlage.

Nun endlich konnte ich mich den besseren Exemplaren der Baalol-700-Serie zuwenden - einem Octo. Ich nahm entsprechende Schaltungen am Steuergerät vor, und wenig später glitt ein schimmernder Behälter aus kodifizierter Formenergie in das Fach, in dem vorher der Gen-Müll gelegen hatte.

Ich atmete auf, und ich spürte, daß mich wissenschaftliche Begeisterung packte. Die hatte ich vorher nicht empfunden. Jetzt aber hatte ich es mit anderem Material zu tun. Es war besser und kam vielleicht schon dem programmierten Ziel nahe.

Warum, fragte ich mich, konnten wir die Klone nicht so perfekt planen und entwerfen wie die Ingenieure es beispielsweise mit syntronischen Chips konnten? Immer wieder gab es Unwägbarkeiten, mit denen wir nicht gerechnet hatten. Wie oft hatten wir versucht, ganz bestimmte geistige Eigenschaften zu produzieren - und hatten doch ganz andere Resultate erzielt. Während ich den Klon vor mir betrachtete, ging mir ein seltsamer Gedanke durch den Kopf.

Wann waren wir soweit, daß wir bestimmte charakterliche Eigenschaften züchten konnten?

»Träumst du?« fragte Yrmakarem, die in diesem Moment zu mir ins Labor kam.

»In gewisser Weise - ja«, gestand ich und schob ihr meinen Tee hin. Ich wußte, daß sie ihn ohnehin nehmen würde. Ich holte mir einen neuen Becher. »Ich überlegte gerade, wann wir wohl echte Persönlichkeiten klonen können, Persönlichkeiten mit charismatischer Ausstrahlung.« Sie war keineswegs überrascht. »Das ist nur eine Frage der Zeit«, erwiderte sie, und ihre Stimme ließ erkennen, daß sie das Thema nicht für besonders aufregend hielt. »Vergiß nicht - wir schaffen kein neues Leben, sondern wir stellen nur Kopien her. Klone. Irgendwann in naher Zukunft werden diese Kopien so perfekt sein, daß sie vom Original nicht zu unterscheiden sind. Schon jetzt sind wir ja dabei, die Klone mit weitaus mehr Fähigkeiten auszustatten, als das Original hat.«

»Das besagt noch immer nichts über den Charakter.«

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung und gab mir damit zu verstehen, daß sie es für besser hielt,

nicht mehr über dieses Thema zu reden. Es erschien ihr zu unwichtig. Ich sah das ganz anders, äußerte mich jedoch nicht mehr dazu.

»Weshalb kommst du zu mir?« fragte ich.

»Weil ich dich bitten wollte, an einem Experiment teilzunehmen«, erklärte sie. »Ich habe einen Octo in Sektion 12 gebracht.*

Ich blickte sie erstaunt an. Sektion 12 enthielt ein Bassin, in dem sich verschiedene Fische befanden.

»Was versprichst du dir davon?« fragte ich.

»Wir haben auch einen Schleierwal dabei«, erwiderte sie, während wir das Labor verließen.

»Ich verstehe.« Sie hatte offen zugegeben, daß sie Angst vor den Octos hatte. Die Baalol-700-Serie verfügte allerdings Voraussicht nach über geistige Eigenschaften, die wir unter Umständen nicht sicher im Griff hatten. Jetzt wollte sie offenbar einen Octo-Klon mit einem Schleierwal konfrontieren, um seine geistige Stabilität zu prüfen. Ich wollte das Experiment erst ablehnen, sah dann jedoch ein, daß es wichtig war für ihre eigene Sicherheit. Wenn die Angst bei ihr dominierte, fehlte ihr die nötige Kraft und Spurvermögen, um erfolgreich weiterarbeiten zu können. Um ihre Arbeitskraft zu erhalten, mußte ich notfalls einen Octo opfern. Ich hoffte, daß es nicht soweit kommen würde.

Als wir Sektion 12 betraten, blieb ich betroffen stehen. Ich hatte erwartet, daß wir allein sein würden. Es befanden sich jedoch etwa dreißig andere Wissenschaftler dort. Sie blickten mich erwartungsvoll an. Ich brauchte ein paar Sekunden, um mich zu fangen.

Die Angst vor den Octos war umfassend. Nicht nur Yrmakarem litt darunter, sondern offenbar alle Wissenschaftler in der Fabrik.

»Ist das nicht etwas übertrieben?« Ich brachte ein Lächeln zustande.

»Wir alle wissen, daß wir das Projekt voll unter Kontrolle haben. Ohne unser Einverständnis kann kein

Octo et-was unternehmen.«

Meine Worte sollten sie beruhigen, doch sie taten es nicht.

Ich fragte mich, warum meine Frau mir nicht gesagt hatte, daß andere Kollegen dem Experiment beiwohnen würden. Welchen Grund hatte sie ge-habt, das zu verschweigen?

Ich wurde unsicher, denn ich spür-te, daß irgend etwas außerhalb meines Verantwortungsbereichs geschah, worauf ich keinen Einfluß hatte.

Ich blickte Yrmakarem an, aber sie wich mir aus. Sie ging zu einer Schalt-tafel und ließ die undurchsichtige Wand aus Formenergie verschwinden, die uns vom Nebenraum trennte. Ich sah den Baalol-700. Er saß in einem Gehäuse aus Formenergie wie in ei-nem Sessel. Er stammte aus dem laufenden Programm und sah völlig nor-mal aus. Er war also 1,93 m groß, ex-trem schlank, hatte schneeweißes Haar, einen gelblichen Teint, tauben-graue Augen und den ausladenden Hinterkopf, der mir so mißfiel.

»Ich habe ihm gesagt, er soll den Fisch hypnotisieren und beruhigen«, erklärte mir meine Frau.

»Eine einfache Aufgabe also«, be-merkte Taphon in seiner freundlichen Art. Er schien die Spannung zwischen Yrmakarem und mir zu spüren und wollte sie offenbar abmildern.

»Genau«, stimmte Yrmakarem zu. »Er müßte sie leicht bewältigen können.«

Dagegen war nichts zu sagen. Sie hatte recht. Die Aufgabe war eigent-lich schon zu einfach für ihn. Der Schleierwal war nur ein Tier. Er sollte ihm weit überlegen sein.

Ich trat näher.

Der Baalol-700er schwiebte ein we-nig seitlich von dem Bassin, in dem sich der Fisch befand. Er brauchte kei-ne Angst zu haben, daß er ins Wasser fiel, falls er eine Unachtsamkeit be-ging oder eine technische Panne pas-sierte.

Der Schleierwal verhielt sich ruhig. Er schwamm auf der Stelle und be-wegte lediglich seine beiden parallel angeordneten Rückenflossen.

Der Baalol-700er drehte den Kopf und blickte uns an. Ich stellte fest, daß er eine gewisse Ausstrahlung hatte. Er schien ein in sich gefestigter Mann zu sein, der nicht bereit war, sich von un-serer Hektik anstecken zu lassen.

»Dann also los«, befahl ich.

Yrmakarem betätigte einen Schal-ter, und die vorprogrammierte Syntro-nik öffnete den Formenergiebehälter des Baalol-700ers, so daß seine geisti-gen Kräfte den Fisch erreichen konn-ten, nicht aber uns.

Der Schleierwal spürte augenblick-lich, daß sich etwas geändert hatte. Er schnellte sich etwa zwei Meter hoch aus dem Wasser und schnappte wild nach einem unsichtbaren Gegner, griff jedoch keineswegs den Baalol-Klon an. Dieser aber reagierte in offen-sichtlicher Panik. Er richtete sich hoch auf, seine Augen weiteten sich, und abwehrend streckte er die Hände aus.

»Du sollst ihn beruhigen«, rief Yr-makarem ihm zu. und mir wurde klar, daß sie dem Fisch einen Mini-Syntron eingepflanzt hatte. um ihn zu stimu-lieren.

Der Baalol-700er begann zu zittern. Sein Kopf flog unkontrolliert hin und her, und sein Mund öffnete sich zu ei-nem Schrei.

»Was machst du denn?« rief ich und packte meine Frau am Arm. Sie schüt-telte meine Hand ab.

»Überhaupt nichts«, erwiderte sie. »Er soll beweisen, daß er ein Tier hyp-nosuggestiv beeinflussen und beruhi-gen kann.«

Der Baalol-Klon tobte in seinem Formenergiiekäfig. Er schlug um sich. Schaum stand ihm vor dem Mund.

Der Schleierwal verhielt sich ähnlich. Er schnellte sich immer wieder aus

dem Wasser und schnappte nach ei-nem Gegner, den er über sich vermu-tete. Dieses Mal aber gingen seine An-gniffe m Richtung auf den Baalol-Klon, der zwar in seinem Käfig abso-lut sicher war, aber nicht ausweichen konnte.

Plötzlich brach der Klon zusammen. Sein Kopf fiel nach vorn, und seine Augen wurden starr.

»Exodus«, sagte Taphon enttäuscht. »Er war dem Streß nicht gewach-sen«, stellte Yrmakarem fest. »Ich ha-be es befürchtet, Auch diese Genera-tion ist nur Müll.«

»Er wurde nicht einmal mit einem Tier fertig«, bemerkte Taphon. »Er spürte die Aggressivität, die von dem Schleierwal ausging, und er konnte sich nicht dagegen wehren.«

»Dabei hätte er nur seine Fähigkei-ten einzusetzen brauchen, die er unbe-streitbar hat«, ergänzte sie.

»Mir geht das alles viel zu schnell«, kritisierte. ich mit scharfer Stimme. Ich mußte sie zurechtweisen, um künftigen Disziplinlosigkeiten vorzu-beugen. Davon konnte ich auch Yrma-karem nicht ausnehmen. »Wir alle wis-sen, daß wir das Material nicht auf-wecken und dann sofort mit einer so extremen Streßsituation

konfrontie-ren können. Wir müssen das Material schulen und behutsam aufbauen. Es sind schließlich Menschen.« Yrmakarem lächelte. »Du selbst sprichst von Material«, machte sie mich auf einen Widerspruch aufmerksam. Ich stutzte.

»Das ist eine philosophische Frage, die wir hier nicht zu beantworten ha-ben«. erklärte ich ausweichend. Ich wußte, daß sie recht hatte. Das Material war nicht streßfest. Der Baalol-Klon hätte der Belastung auch nicht standgehalten, wenn sie ihn sorgfälti-ger vorbereitet hätte. »Du weichst uns aus«, protestierte sie.

»Darum geht es nicht«, erwiederte

ich mit steigender Schärfe in der Stim-me. Ich fürchtete um meine Autorität. »Ich verlange, daß entsprechende Ex-perimente sorgfältiger vorbereitet werden. Ein Versuch dieser Art sagt überhaupt nichts aus. Wenn wir Ergebnisse haben wollen, die wir aus-werten können, dann müssen wir we-nigstens zwanzig Objekte einsetzen. Wir müssen sie in verschiedene Grup-pen einteilen, die in unterschiedlicher Weise vorbereitet werden. Erst dann...«

Einige Kollegen verließen wortlos den Raum. Yrmakafem hatte bleiche Lippen. Ein deutliches Zeichen ihrer Erregung und Empörung. Es war ein Fehler gewesen, sie vor allen anderen in dieser Art und Weise zu belehren.

»Sonst noch was?« fragte sie, wobei sie sich betont gelangweilt gab.

»Nicht, daß ich wüßte«, erwiederte ich gereizt und verließ die Sektion.

*

Als ich die Hygienekabine verließ und mich ankleidete, war es schon nach 22 Uhr, und Yrmakarem war im-mer noch nicht da. Ich ging in die Kü-che und zog mir ein wenig Fisch aus dem Herd. Doch ich aß nicht.

Ich war beunruhigt.

Warum war meine Frau nicht da? Sie mußte ihre Arbeit im Labor doch längst beendet haben.

Ich ging zum Interkom und nannte ihren Namen, doch nicht ihr Bild er-schien auf dem Monitor, sondern das Syntrosymbol.

»Tut mir leid«, erklärte der Compu-ter. »Deine Frau ist nicht im Labor.«

»Wo ist sie?« fragte ich. »Gib sie mir?«

»Sie hat die Insel verlassen.«

»Wie bitte?« entfuhr es mir. »Das kann nicht sein. Das hätte sie mir ge-sagt.«

»Ich kann nicht beurteilen, was sie eigentlich hätte tun sollen«, erwiederte die Syntronik mit spöttischem Unter-ton. »Ich kann mich lediglich an Tat-sachen halten.«

»Ja, natürlich«, seufzte ich genervt.

Ich konnte nicht verstehen, daß Yr-makarem die Insel verlassen hatte, oh-ne mir etwas zu sagen. Das hatte sie noch nie getan.

Ich hatte eine Möglichkeit, die Aus-sage der Syntronik zu überprüfen, und ich tat es, obwohl es dazu eigent-lich keinen Grund geben konnte. Die Syntronik log nicht.

Ich verließ das barackenähnliche Haus, in dem wir unsere Wohnung hatten, und blickte auf den Monitor an der Außentür. Der Name meiner Frau war nicht darauf verzeichnet. Entwe-der war sie noch auf dieser Insel, oder sie hatte sie verlassen, ohne sich abzu-melden.

»Sie ist noch hier«, sagte ich leise. »Sie muß hier sein. Sie hat sich immer an die Vorschriften gehalten.« Meine Unruhe steigerte sich. Ich eil-te zur Gen-Fabrik hinüber und glitt im Antigravschacht nach unten, um sie zu suchen. Dabei war ich mir darüber klar, daß der Syntron ihre Anwesen-heit gemeldet hätte, wenn sie in der Fabrik gewesen wäre. Ich handelte wi-dersinnig, und ich wußte es. Dennoch ging ich in ihr Labor.

Wie nicht anders zu erwarten, fand ich es verlassen vor. Ich betrat es und suchte nach Notizen, aus denen her-vorging, wo Yrmakarem war, doch ich fand keine.

Wiederum befragte ich den Syntron.

»Ich habe dir bereits gesagt, daß sie die Insel verlassen hat«, teilte er mir mit unüberhörbarem Tadel mit. Ich hielt mich nicht länger mit der Suche im Labor auf, sondern fuhr nach oben und eilte zu den Klippen, wo normalerweise unser Boot lag. Es war nicht da.

Ich ließ mich auf die Felsen sinken und blickte aufs Meer hinaus. Plötz-lich hatte ich das Gefühl, mich nicht mehr auf den Beinen halten zu können.

Verzweifelt fragte ich mich, was ge-schehen war. Yrmakarem konnte über meine Zurechtweisung nicht so beleidigt sein. daß sie derart reagiert hatte. Sie mußte einen anderen Grund gehabt haben, die Insel zu verlassen. Doch - was für ein Grund konnte das sein?

War sie mit einem anderen Mann aufs Meer hinausgefahren? War sie auf der Insel bei den Quollontern? Versuchte sie, sich dort abzulenken? Wollte sie mir auf diese Weise deutlich machen, daß ich so nicht mit ihr um-springen konnte? Ich mußte es wissen. Voller Unruhe eilte ich zum Park-platz hinüber, auf dem ständig mehrere Antigravgleiter standen. Die Maschinen waren für alle da. Jeder konnte sich ihrer bei Bedarf bedienen. Ich stieg ein und startete.

»Du willst die Insel verlassen?« fragte der Syntron.

Vom Monitor herab blickten mich die Augen von Peteroush an.

»Allerdings«, gab ich zurück. »Ich muß meine Frau suchen. Und ich muß mich beeilen. Es ist schon spät. Die Sonnen gehen gleich unter. Bald kann ich überhaupt nichts mehr erkennen.«

Börn war mittlerweile wieder zu sehen. Sie stand dicht hinter ihrer Be-gleiterin. Blöque war vorbei. Doch daran dachte ich jetzt nicht.

»Es gibt Ortungsgeräte, mit denen man das Boot erfassen kann.«

Mir reichte es. Ich schaltete den Syntron aus, weil ich nicht auch noch Tips vom Computer hören wollte. Die Maschine stieg steil bis auf eine Höhe von etwa tausend Metern auf. Hier ließ ich sie auf der Stelle schweben. Dabei drehte ich sie langsam herum, so daß ich nach und nach die ganze Wasserfläche übersehen konnte, die sich unter mir ausdehnte. Sie glänzte rot im Licht der beiden Sonnen.

Auf dem Weg nach Quollont war Yrmakarem nicht. Und auch zwischen den anderen Inseln, die sich als schwarze Brocken aus der rötlichen Fläche erhoben, war sie nicht zu sehen.

Ich ließ den Gleiter sinken und lenkte ihn nach Quollont hinüber. Mitten auf dem Likanthö landete ich. Kaum hatte die Maschine aufgesetzt, als aus den Holzhäusern ringsum die Quollonter hervorkamen. Lachend und winkend eilten sie auf mich zu, und Gasga öffnete die Tür, um mir beim Aussteigen zu helfen.

Wie sollte ich beginnen? Sollte ich sie frei heraus fragen, wo meine Frau war? Wie würden sie darauf reagieren? Jeder Quollonte hatte wenige-stens zwei Frauen. Würde je einer von ihnen auf den Gedanken kommen, einen anderen danach zu fragen, wo seine Frau war? Ich wußte es nicht. Was wußte ich überhaupt von den Eingeborenen? So gut wie nichts.

Gasga und die anderen streckten mir ihre Fäuste entgegen und stießen sie gegen meine Fäuste, um mich zu begrüßen.

Gasga befreite mich aus meinen Nöten.

»Suchst du deine Frau?« fragte er. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Er wußte, wo Yrmakarem war!

»Wo ist sie?« erkundigte ich mich, wobei ich mir Mühe gab, so gelassen wie möglich zu erscheinen.

Er griff nach meiner Hand, lachte und zog mich mit sich. Die anderen drängten sich um mich, klopften mir mit ihren Fäusten auf Rücken und Schultern und begleiteten uns.

Mir gingen die wildesten Gedanken durch den Kopf. Yrmakarem war hier auf Quollont. Aber warum waren die Eingeborenen so vergnügt? Freuten sie sich mit mir, oder freuten sie sich über mich und mein Erscheinen und lachten mich aus?

Wir durcheilten einen kleinen Wald und kamen dann an die Küste, und plötzlich bot sich mir ein Bild, das ich nie vergessen werde.

Auf den Klippen lagen die Trümmer des Bootes. Yrmakarem war ganz offensichtlich mit Höchstgeschwindigkeit gegen die Felsen am Ufer gefahren. Sie war aus dem Boot geschleudert worden und in hohem Bogen durch die Luft geflogen. Sie war in einer etwa fünf Meter hohen Pflanze gelandet, die Hunderte von meterlangen Stacheln hatte. Dabei war sie von wenigstens fünfzig Stacheln durchbohrt worden. Sie mußte auf der Stelle tot gewesen sein.

Die Quollonter lachten. Sie klopften mir mit den Fäusten auf Brust und Schultern, und sie gaben mir auch noch zu verstehen, wie sehr sie sich freuten, als ich schluchzend auf dem Boden kauerte und mein Gesicht in die Arme vergrub.

»Sie hat das vollkommene Glück erreicht«, schrie Gasga. »Welch ein schönes Leben für sie! Oder glaubst du, daß sie es mutwillig getan hat? Dann wäre ihr die ewige Verdammnis sicher.«

Ich begriff nicht, was er damit sagen wollte. Ich sprang auf und rannte zum Antigravgleiter. Die Tränen liefen mir über das Gesicht, und ihr Name kam mir immer wieder über die Lippen, ohne daß ich mir dessen bewußt wurde.

Ich sprang in den Gleiter, schüttelte die Eingeborenen ab, die mich festhalten wollten, und startete.

Sekunden später war ich bei den Klippen und der Stachelpflanze. Ich benutzte einen Traktorstrahl, um Yrmakarem vor-sichtig zu befreien. Ich mußte es tun, weil ich den Gedanken nicht länger ertragen konnte, daß sie dort hing.

Verzweifelt hob ich die Tote zu mir in den Gleiter, setzte sie auf den Sitz und bedeckte ihr Gesicht mit einem Tuch. Auf den Klippen standen Hunderte von Quollontern. Sie lachten und winkten mir fröhlich zu. Ich hätte sie anschreien mögen in meiner Trauer, doch ich tat es nicht, weil ich irgendwo mit dem Rest meines intakten Verstandes begriff, daß sie eine andere Auffassung vom Tod hatten als ich. Sie bedauerten nicht den Verlust, den ich erlitten hatte, sondern das Para-dies, das Yrmakarem ihrem Glauben nach erreicht hatte.

4.

Taphon zeigte weitaus mehr Ver-ständnis, als ich erwartet hatte. Er kam zu mir, nachdem wir Yrmakarem draußen auf der Insel beerdigt hatten. Ich hatte sie in einen versiegelten Metallbehälter gelegt und sie darin ver-graben. Wir hatten uns schon vor Jahren auf diese Art der Bestattung geei-nigt. Keiner von uns wollte in einem Verbrennungsofen enden.

»Du darfst es den Quollontern nicht übelnehmen«, sagte er zu mir, als er mit mir und allen anderen Wissen-schaftlern in der Messe zusammensaß. Er mußte laut sprechen, damit ich ihn verstehen konnte, denn die Gäste, die ich nach der Bestattung eingeladen hatte, lachten und lärmten, und einige von ihnen sangen die alten Lieder un-seres Volkes. »Eigentlich sind wir doch gar nicht anders.«

Er deutete auf die anderen.

»Sieh sie dir an. Das Leben geht wei-ter. Das ist der Sinn unseres Zusam-menseins. Der einzige Unterschied zu den Quollontern ist, daß bei ihnen die Fröhlichkeit ein wenig früher einsetzt. Aber auch sie glauben an ein Leben nach dem Tod.«

»Ich nicht«, erwiderte ich.

»Dann tust du mir leid. Das Leben wäre leichter für dich, wenn du diesen Glauben hättest. Die Quollonter sind überzeugt, daß jeder durch ein Leben im Paradies belohnt wird, der stirbt, es sei denn, daß er den Tod mutwillig herbeigeführt hat.«

»Das hat Yrmakarem ganz sicher nicht.«

Er blickte mich ernst an. »Siehst du, das ist das einzige, was uns jetzt zu interessieren hat«, erklärte et. »Das Verhalten der Eingeborenen gibt uns Antwort auf eine sehr wichtige Frage.« Ich richtete mich erstaunt auf. Er hatte recht. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht.

»Ja«, erwiderte ich. »Wahrscheinlich haben einige von ihnen beobachtet, was geschehen ist. Sie haben gesehen, wie Yrmakarem mit dem Boot auf die Klippen gerast ist.« Taphon nickte.

»Genau das. Und sie haben verfolgt, wie sie versucht hat, dieses Ende zu verhindern. Es muß klar zu erkennen gewesen sein, daß sie es getan hat.«

Ich war ihm dankbar, daß er es so deutlich sagte. Unter allen Umständen wollte ich herausfinden, wie Yrmakarem gestorben war. Jetzt wußte ich zu-mindest, daß sie keinen Selbstmord verübt hatte. Wieso aber war sie nicht aus dem Boot gesprungen? Sie hätte sich ins Wasser retten können. Der Aufprall wäre hart gewesen, und sie hätte sich wahrscheinlich dabei ver-letzt, aber sie wäre nicht getötet worden. Eine andere Frage war, wärum sie das Steuer des Bootes nicht her-umgerissen oder den Motor ausge-schaltet hatte. Daß sie es nicht getan hatte, wußten wir mittlerweile. Ich hatte Roboter eingesetzt, um die Trümmer des Bootes zu untersuchen. Sie hatten mir eine erschöpfende Aus-kunft über den Verlauf des Unglücks gegeben. Danach war Yrmakarem un-gebremst gegen die Klippen gerast.

»Selbstmord war für mich von vorn-hereih ausgeschlossen«, beteuerte ich. »Und unser kleiner Krach war kein Grund, durchzudrehen. Nein, irgend jemand oder irgend etwas muß sie da-zu gezwungen haben.« Wir blickten uns an.

Da war der Gedanke wieder!

Ich spürte, wie die Angst nach mei-nem Herzen griff. Die Klonen der letz-ten Generation hatten die Retorte

vor zwei Monaten verlassen. Sie waren nicht alle gleich. Es gab Ausschuß da-bei. Es gab Versager wie jenen, der in Sektion 12 an einem Herzinfarkt ge-storben war. Aber im großen und gan-zen waren die Octos das Beste, was wir jemals erzeugt hatten. Unterlagen sie aber wirklich unserer Kontrolle? Gab es einige unter ihnen, die sich uns entzogen hatten, und die nun ihr Un-heil trieben? War Yrmakarem das Op-fer eines solchen Klons geworden? War ihre Angst berechtigt gewesen?

Es fiel mir schwer, einen klaren Ge-danken zu fassen.

»Laß uns morgen darüber reden«, bät ich und fuhr mir mit beiden Hän-den über den Kopf. »Ich muß erst zur Ruhe kommen. Vorläufig kann ich mich nicht konzentrieren.«

»Wir müssen schnell ein Ergebnis erarbeiten«, machte er mich auf die Dringlichkeit des Problems aufmerk-sam, »oder es könnte für uns alle zu spät sein.«

Das Wort »Saboteur« lag mir schon auf der Zunge. Ich wollte ihm vöii meinem Verdacht erzählen, doch ich beherrschte mich rechtzeitig. Woher wußte ich, ob nicht gerade er jener Sa-boteur war, den ich in der Gen-Fabrik vermUttete?

Meine Gedanken gingen wild durch-einander, und ich ertrug es nicht mehr länger, unter den anderen Wissen-schaftlern zu sein. Es tröstete mich nicht, araische Lieder zu hören, in de-nen von einem Leben nach dem Tod die Rede war. Ich mußte mit mir allein sein.

Als ich in meiner Wohnung war, fiel mir auf, daß ich Peeroush noch nichts gemeldet hatte. Der Cantaro mußte doch wissen was geschehen war!

*

Ich konnte nicht schlafen. Deshalb stand ich schließlich mitten in der Nacht auf, verließ meine Wohnung und ließ mich im Antigravschacht der

Fabrik bis in mein Labor hinabsinken. Ich wandte mich an den Syntron.

»Ich nehme an, daß ich der einzige in der Fabrik bin«, sagte ich.

Der Syntron blickte mich mit den Augen von Peeroush an.

»Richtig«, bestätigte er. »Alle ande-ren schlafen.«

»Auch Peeroush?«

»Hast du das Gefühl, daß dich das etwas angeht?«

Ich schluckte.

»Vergiß es«, erwiederte ich. »Natür-lich nicht.«

Erschrocken wandte ich mich mei-ner wissenschaftlichen Arbeit zu. Ich hatte ein Tabu verletzt. Selbstverständlich hatte ich nicht das Recht, mich danach zu erkundigen, was der Cantaro gerade machte. Selbst wenn er den Planeten Aptulat verlassen ha-ben sollte, stand es mir nicht zu, mich danach zu erkundigen. »Weshalb arbeitest du?« fragte der Syntron.

Ich zuckte zusammen. Mirwarklar, daß ich unnötige Aufmerksamkeit er-regt hatte.

»Ich kann nicht schlafen. Ich muß immerzu an meine Frau denken. Ich frage mich immer wieder, warum sie gestorben ist.«

»Es war ein Unglücksfall«, erklärte der Computer.

»So einfach ist das nicht!« Ich hatte Mühe, meine Erregung zu verbergen. »Ich habe den Verdacht, daß jemand diesen Unfall bewußt herbeigeführt hat.«

»Wer?«

Ich stöhnte gequält.

»Glaubst du wirklich, daß ich mit-ten in der Nacht hier wäre, wenn ich es bereits wüßte? Es sollte einem so hochintelligenten Ding wie dir klar sein, daß ich hier bin, um es herauszu finden.«

»Deine Kritik ist unangebracht«, ta-delte mich der Syntron.

»Nun sei nicht gleich beleidigt, son-dern laß mich in Ruhe arbeiten. Ich habe mehr zu tun, als mich mit dir auseinanderzusetzen.«

»Darüber wird noch zu reden sein«, eröffnete er mir. »Vorläufig störe ich dich nicht. Ich nehme Rücksicht auf deinen Zustand.«

Am liebsten hätte ich irgend etwas gegen den Monitor geschleudert, aber ich unterließ es.

Ich versuchte, mich von der Angst vor den Octos zu befreien und mit wis-senschaftlicher Unbefangenheit an die Frage heranzugehen, ob die Klone einen Mord verübt hatten oder nicht.

Ich konnte diese Möglichkeit nicht ausschließen.

In jahrelanger, mühsamer Arbeit hatten wir die PSI-Fähigkeiten erar-beitet und programmiert. Zahllose

Versuche waren vonnöten gewesen, bis es endlich möglich geworden war, bestimmte PSI-Kräfte heranzuzüchten. Immerhin waren diese Fähigkeiten bei den Antis latent vorhanden, so daß wir auf dem bestehenden Material aufbauen konnten. Biologisches Material, das diese Grundvoraussetzungen nicht mitbrachte, in dieser Weise zu programmieren, wäre uns nicht möglich gewesen.

Die Frage war jetzt, ob wir irgendwo im PSI-Programm einen Fehler gemacht hatten - oder ob es den vermeinteten Widder-Agenten gab, der diesen Fehler in das Programm eingebracht hatte.

Ich war mehr denn je entschlossen, hier eine eindeutige Antwort zu finden. Sie war wichtiger als alles andere für mich. Ich mußte klären, ob ich -wenn auch indirekt - am Tod Yrmaka-rems schuld war, oder ob ein Agent auf dem Weg der Umprogrammierung diesen Anschlag verübt hatte. Mir war klar, daß alle Wissenschaftler der Fabrik in tödlicher Gefahr waren, solange ich diese Frage nicht eindeutig beantworten konnte.

Ich begann damit, das gesamte Klon-Programm der Baalol-700-Serie durchzugehen. Von Anfang an. Schritt

für Schritt. Es war eine ungeheure Arbeit, die ich mir da vorgenommen hatte, und ich war mir darüber klar, daß sie Tage in Anspruch nehmen würde.

Ich hatte etwa zwei Stunden lang über dem Programm gesessen, als die Stimme von Peeroush plötzlich ertönte. Sie kam so überraschend, daß ich erschrocken hochfuhr.

»Komm in mein Büro«, befahl er mir.

Ich wollte Fragen stellen, aber er hatte sich schon wieder zurückgezogen. Ich unterbrach meine Arbeit und verließ das Labor, um im Antigrav-schacht zu ihm nach oben zu schweben. Er hatte seine Arbeitsräume nahe dem Ausgang.

Der Strateg stand vor seinem Kommunikationstisch, als ich eintrat. Er verschränkte die Arme vor der Brust und blickte mich aus seinen fahlgelben Augen starr an. Ich war mir darüber klar, daß er weitaus mehr wahrnahm als ich. Da er mit den entsprechenden Robotmodulen ausgestattet war, erfaßte er, daß sich mir das Blut in den Kopf drängte, und daß mein Herz sehr viel kräftiger arbeitete als sonst. Mir verrieten dagegen keinerlei äußerliche Merkmale, wie der Cantaro empfand, und ob er überhaupt irgend etwas empfand.

Ich erwartete, daß er irgend etwas über den Verlust sagen würde, den ich erlitten hatte. Er tat es nicht.

»Setz dich«, befahl er und zeigte auf einen Sessel. Ich gehorchte und ließ mich in die mit Leder überzogenen Polster sinken. Die Sitzfläche war sehr lang, und die Rückenlehne gab mir so gut wie keinen Halt. Daher lag ich mehr in dem Möbel, als daß ich saß. Eine denkbar unbequeme Haltung. Ich versuchte, mich aufrecht zu setzen, saß dabei jedoch so tief, daß ich mich auch nicht wohler fühlte. Dabei mußte ich zu dem Cantaro hochsehen, der keine zwei Schritte vor mir stand. Mir war klar, daß Peeroush mich mit voller Absicht in diesen Sessel manö-

vriert hatte, um mich von vornherein psychisch unter Druck zu setzen. Ich sollte ein deutliches Gefühl der Unterlegenheit haben. Er hatte sein Ziel erreicht. »Warum arbeitest du mitten in der Nacht und allein?« fragte er. Ich sagte es ihm.

»Du willst den Tod deiner Frau aufklären?« Er schüttelte mißbilligend den Kopf. »Du bist nicht als Detektiv beschäftigt, sondern als Forscher, der den klar umrisseinen Auftrag hat, die Baalol-700-Serie so zu stabilisieren, daß sie einsetzbar ist.«

Bevor ich etwas entgegnen konnte, erinnerte er mich daran, daß wir vor einigen Monaten 30 Aramediziner verloren hatten, weil einige unfertige Klone durchgedreht waren und sie mit ihren Fähigkeiten in einen nicht mehr heilbaren Wahnsinn gestürzt hatten. Es wäre nicht nötig gewesen, mir das zu sagen. Jeder von uns Aras wußte es.

»Deine Frau war unvorsichtig«, fuhr er fort. »Sie muß sich einem der Klone ohne den abschirmenden Schutz genähert haben. Dabei ist sie seinen PSI-Kräften ausgesetzt gewesen, hat den Verstand verloren und ist in ihrem Wahn gegen die Felsen gerast. Finde dich damit ab, daß es so war. Und jetzt erwarte ich, daß du deine Arbeit fortsetzt.«

Er trat noch näher, und ich mußte mir fast den Hals verrenken, um ihm ins Gesicht sehen zu können.

»Ich meine deine Arbeit an der Baalol-700-Serie«, betonte er. »Nicht die Kontrolle am Programm. Es ist in Ordnung. Ich weiß es.«

»Es könnte sich ein Fehler eingeschlichen haben. Es ist lebenswichtig für uns alle, daß wir ihn finden«, widersprach ich.

»Kein Fehler«, entschied er. »Und jetzt laß dir von den Medo-Sektion eine Spritze geben, wenn du nicht schlafen kannst. Ich will, daß du morgen im Team mit den anderen arbeitest.«

Damit war ich entlassen.

Ich hatte einige Mühe, aus dem Ses-sel herauszukommen. Als ich es ge-schafft hatte, blickte ich Peeroush kurz an. Sein Gesichtsausdruck signa-lisierte mir eisige Ablehnung. Ich gab auf und verließ den Raum. Ich war verärgert und verbittert. Er hätte mir wenigstens sein Beileid aussprechen können, so wie es unter zivilisierten Menschen üblich war.

Es hätte keinen Sinn gehabt, sich ihm zu widersetzen. Deshalb kehrte ich nicht in mein Labor zurück, sondern ging in meine Wohnung, die mir nun öde und leer vorkam. Einige Klei-nigkeiten erinnerten mich an Yrmaka-rem. Es waren Dinge, die mir immer belanglos erschienen waren, die aber jetzt Bedeutung für mich gewannen. Sie stammten fast alle von der Insel. Die Quollonter hatten sie ihr gegeben. Es waren kleine Perlen, Schnitzereien oder Duftwässerchen.

Ich legte mich ins Bett und versuch-te zu schlafen, aber meine Gedanken kamen nicht zur Ruhe.

Es waren die besonderen Umstände des Todes meiner Frau, die mich quälten.

Ich sah sie deutlich vor mir, wie sie an der Stachelpflanze hing. Sie war mit dem Rücken gegen die Stacheln geprallt.

Hätte es nicht anders sein müssen? Hätte sie nicht mit der Vorderseite ih-res Körpers gegen die Pflanze fliegen müssen? Oder hatte sie sich noch im Boot umgedreht, als dieses auf die Klippen gerast war?

Ich konnte es mir nicht vorstellen. Die Eingeborenen hatten mir durch ihr fröhliches Verhalten gesagt, daß sie sich gegen das Ende gewehrt hatte. Das konnte nur bedeuten, daß Yrma-karem ihnen ihr Gesicht zugewandt hatte. Warum sollte sie sich in letzter Sekunde herumgeworfen haben?

Irgend etwas stimmte nicht. Ich war mir rneiner Sache sicher. Es gab ein Mysterium um den Tod meiner Frau,

und ich mußte es im Rahmen meiner Möglichkeiten aufklären. Nur schwer verständlich war mir dabei die Hal-tung von Peeroush. Auch er mußte daran interessiert sein, daß dieses Ge-heimnis möglichst rasch gelöst wurde, denn sonst lief er Gefahr, daß die ge-samte Baalol-700-Serie verloren war. Sollte es zu weiteren rätselhaften Zwi-schenfällen kommen, dann mußten die Klonen vernichtet werden.

Yrmakarem hatte Angst gehabt, und ihre Angst war allzu berechtigt ge-wesen.

Ich drückte meine Hand gegen die Scheibe des Medos neben meinem Bett und forderte ein Schlafmittel.

Ich hörte es zischien, dann trat die Wir-kung bereits ein. Ich spürte eine ge-waltige Last von mir weichen.

*

Ich stürzte mich in die Arbeit und entwickelte die Baalol-700-Serie wei-ter. Es waren nur noch wenige Klei-nigkeiten zu beheben. Doch ich mach-te nicht den Fehler, den Yrmakarem in ihrem Eifer begangen hatte. Ich ließ mir Zeit und ging Schritt für Schritt vor. Wir alle wußten ja, daß die Klonen der Baalol-700-Serie streßanfällig wa-ren. Deshalb arbeiteten wir daran, sie zu stabilisieren und widerstandsfähi-ger zu machen.

Ich war sicher, daß wir es in kürze-ster Zeit schaffen würden.

Allerdings war ich nicht bereit, mich Peeroush zu beugen. Ich wollte wis-sen, weshalb Yrmakarem sterben mußte, und deshalb suchte ich weiter.

Damit stand ich vor einem Problem, mit dem ich mich nie zuvor befaßt hat-te. Es war das Problem, das der von mir in der Fabrik vermutete Agent auch hatte. Es war die Frage, wie ich den Syntron und Peeroush überlisten konnte. Ich wußte ja, daß ich ständig beobachtet werden konnte. Ich wußte, daß es ein Abwehrsystem im Syntron gab, das gegen Widder-Agenten ge richtet war. Wenn ich also nicht mit äußerster Vorsicht vorging, geriet ich selbst in Gefahr, verdächtigt zu werden.

Wichtigste Voraussetzung für meine Suche nach der wahren Ursache für Yrmakarems Tod war, daß ich mir Zeit ließ. Gerade das aber fiel mir schwer. Die Ungeduld trieb mich voran.

Schon in den ersten Stunden an die-sem Morgen begann ich damit, die Weichen zu stellen. Während ich an dem Programm der Baalol-700-Serie arbeitete, um mehr Streßfestigkeit zu erreichen, gab ich dem Syntron die er-sten Befehle, die nur scheinbar mit diesem Problem zu tun hatten, tat-sächlich jedoch in eine ganz andere Richtung zielen. Dabei fügte ich ab-sichtlich einige Fehler und Befehle ein, die in wiederum andere Richtun-gen und dort ins Leere führten.

Schon nach zwei Stunden war ich so erschöpft, daß ich eine Pause einlegen mußte. Ich erhob mich und holte mir einen Tee aus dem Automaten. Da fiel mir plötzlich ein weiterer Trick ein, mit dem ,ich den Syntron überlisten konnte. Er lief auf den Einsatz phar-mazeutischer Mittel im Zusammen-hang mit der Baalol-700-Serie hinaus. Ich stellte den Tee auf den Tisch und nahm den Dialog mit dem Syntron auf. Minuten später erst war er been-det, und ich hatte das Gefühl, einen Etappensieg errungen zu haben.

Ich griff nach der Teetasse, um zu trinken, ließ sie jedoch wieder sinken. Sie war leer.

Ich war sicher, daß ich nicht getrunken hatte. Unwillkürlich sah ich mich um. Ich war allein. Yrmakarem war nicht da. Sie konnte sich nicht mehr auf diese Weise über mich lustig machen.

Laß dich nicht verrückt machen! hämmerte ich mir ein. *Du hast getrunken, aber es ist dir nicht bewußt.*

An der Tür blieb ich stehen und blickte zur Tasse zurück. Mir stockte der Atem. Sie war bis zum Rand mit Tee gefüllt.

»He, was ist mir dir los?« lachte Ta-phon, als ich panikartig mein Labor verließ und auf dem Gang mit ihm zusammenprallte.

Conaor war bei ihm, ein befähigter Wissenschaftler mit besonderen Ver-diensten auf dem Gebiet der Psionik, der wesentlichen Anteil am Erfolg der Baalol-700-Serie hatte. Er war ein kleiner, überaus ehrgeiziger Mann, der keinen Hehl daraus machte, daß er sich für höhere Aufgaben berufen fühlte. Ich wußte, daß er darauf aus war, mich von meinem Posten abzulösen. Er war ein ernster Mann, den ich nie lächeln gesehen hatte. Ich empfand eine gewisse Abneigung gegen ihn, weil er keinen Humor hatte.

Conaor blickte mich an, als wollte er sagen: »Jetzt ist es soweit! Er dreht durch.«

»Nichts«, antwortete ich. »Es ist nichts los. Ich bin lediglich gestolpert und deshalb wohl etwas schneller aus meinem Labor gekommen als beabsichtigt. Habe ich euch erschreckt?«

Sollte ich ihnen sagen, daß ich Hal-luzinationen gehabt hatte? Conaor hätte das zum Anlaß genommen, Pee-roush meine baldige Ablösung vorzu-schlagen.

»Mich erschreckt so leicht nichts«, erwiederte Taphon. Lächelnd legte er mir die Hand auf die Schulter.

»Ich hoffe, du nimmst es nicht zu schwer.« Wir gingen zum Antigravschacht, um darin nach oben zu steigen.

Die meisten Wissenschaftler gingen in gewissen Abständen nach draußen, um frische Luft zu schnappen. Heute wehte eine kühle Brise, und die lockte noch mehr von uns nach oben als sonst.

»Es ist erst gestern gewesen«, erinnerte ich ihn daran, daß ich noch nicht viel Zeit gehabt hatte, den Schock zu überwinden.

Conaor blickte mich abschätzend an. Ich wäre nicht überrascht gewesen, wenn er mich gefragt hätte, ob ich meiner Aufgabe noch gewachsen war.

»Nach dir«, sagte Taphon am Anti-gravschacht zu Conaor, um ihm den Vortritt zu lassen. Conaor trat in den Antigravschacht. Im gleichen Moment weiteten sich seine Augen, seine Lippen öffneten sich zu einem Schrei, und er stürzte in die Tiefe. Ich sah, wie er haltsuchend mit Armen und Beinen um sich schlug, machte mir jedoch keine Gedanken. Es gab ein Sicherheitssystem, das ihn am Grund des Schachts auffangen würde.

»Das nennt man einen Schreck in der Morgenstunde«, scherzte Taphon.

Wir beugten uns in die Öffnung und blickten im Schacht nach unten. Etwa vierzig Meter unter uns lag Conaor in vef krümmer Haltung auf dem Boden. Eine Blutlache breitete sich unter Seinerri Kopf aus.

»Er ist tot«, stammelte Taphon. »DaS System hat versagt.«

Fässungslos blickte ich Taphon an. Ich konnte nicht reden. Das Entsetzen schnürte mir den Hals zu.

»Ich habe ihn gebeten, vorzugehen«, brachte er mühsam hervor. »Wenn ich das gewußt hätte!«

Ein schrecklicher Gedanke kam in mir auf, und beinahe hätte ich ihn gefragt, ob er vom Zustand der Antigrav-aggregate und das Sicherheitssystem gewußt hatte. Ich konnte diese Frage gerade noch zurückhalten. Sie wäre beleidigend und durch nichts zu rechtfertigen gewesen.

Wir wichen vom Schacht zurück, als fürchteten wir, von einer unsichtbaren Kraft hineingestoßen zu werden.

»So etwas ist noch nie passiert«, sag-te Taphon. Er griff sich mit beiden Händen an den Kopf. »In meinem gan-zen Leben habe ich noch nicht von einem solchen Versagen gehört.«

Ich empfand ähnlich wie er. Ich hatte nie einen Gedanken daran verschwendet, ob ein Antigravschacht in Ordnung war oder nicht. Nicht einen Blick hatte ich je auf die kleinen

Leuchten an den Eingängen geworfen, die im Notfall blinken sollten. Jetzt sah ich hin, und sie leuchteten in einem beruhigenden Blau, so als wäre alles in Ordnung.

Ich erinnerte mich an meine Verantwortung und schaltete den Interkom ein, um den Vorfall zu melden.

»Weiß ich schon«, antwortete der Syntron. »Ich bin dabei, den Vorfall zu überprüfen. Der Schaden ist bereits behoben. Ihr könnt den Schacht benutzen. Keine Angst, es ist alles in Ordnung.«

»Unsere Welt gerät in Unordnung«, stellte Taphon fest und stieg ohne Zögern in den Antigravschacht. Er schwieg nach oben, und ich folgte ihm. Als ich nach unten blickte, konnte ich beobachten, wie Roboter die Leiche Conaors wegbrachten.

Ich atmete tief durch, als Taphon und ich die Fabrik verließen und ins Freie hinaustraten. Ein

überraschend kühler Wind schlug uns entgegen. Die Temperaturen waren beträchtlich gesunken. Taphon deutete zum Parkplatz hinüber, wo die junge Wissenschaftlerin Olkate in einen Gleiter stieg. »Ist ja interessant«, sagte er, während sie mit der Maschine aufstieg und in Richtung Quollont davonflog. »Wir arbeiten wie die Narren, und die jungen Leute nehmen sich kurzerhand frei. Wußtest du, daß sie eine offensichtlich längere Pause machen will?«

»Sie hat es nicht gemeldet«, erwiderte ich abwesend. Ich stand noch immer unter Schock. Mir war kalt, und ich wollte wieder nach drinnen. Außerdem hatte ich keine Lust, mich mit diesem Problem zu befassen.

»Sie nehmen sich die Zeit auf unse-re Kosten«, stellte Taphon fest. Es schien ihn wirklich zu ärgern, daß die junge Frau wegflog. »Muß das sein?«

Ich blickte zu dem Gleiter hoch, der nun schon etwa einen Kilometer von uns entfernt war. Plötzlich schoß ein

grellweißer Blitz aus der Maschine, und ein Feuerball breitete sich aus. Trümmerstücke wirbelten nach allen Seiten davon.

5.

Ich hatte einmal beobachtet, wie ein Antigravgleiter von einer Rakete abgeschossen wurde, aber noch nie, wie er ohne Einwirkung von außen explodierte.

»Das ist unmöglich«, sagte Taphon. »So ein Gleiter hat nichts an Bord, was explodieren kann.«

Während die Trümmerstücke noch auf das Meef herabregneten, legten drüben auf die Insel die ersten Boote der Quollonter ab. Die Eingeborenen versuchten zu helfen. Sie konnten nicht wissen, daß es in diesem Fall nichts mehr zu helfen gab.

»Olkate muß sofort tot gewesen sein«, bemerkte ich, während wir unser Schrecken überwand und zu einem Anügravgleiter liefen. Vor der Maschine blieben wir abrupt stehen. Wir zögerten, weil uns plötzlich bewußt wurde, daß sie ebenso unzuverlässig sein konnte wie die andere.

»Für mich sah es so aus, als wäre eine Bombe an Bord gewesen«, sagte Taphon. »Eine andere Erklärung kann es gar nicht geben. Sie könnte auch in diesem Gleiter sein.«

Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Ich bin Wissenschaftler, kein Sicherheitsexperte. Deshalb sprach ich den Syntron über mein Armbandgerät an und fragte ihn um Rat.

»Ein Robot ist bereits zu dir unterwegs«, antwortete der Computer.

Sekunden später war der Automat da. Es war ein eiförmiges Ding, kaum einen halben Meter hoch. Es bewegte sich auf einem unsichtbaren Antigravfeld. Lautlos glitt es in den Gleiter hin-ein, und dann zuckten schwach leuchtende Lichtstrahlen von unterschiedlich-eher Farbe aus ihm heraus.

»Gut, daß ihr nicht eingestiegen seid«, hallte es plötzlich von meinem Handgelenk her. »Der Rob hat einen Sprengsatz gefunden. Geht vorsichtshalber einige Schritte zurück.«

Wir entfernten uns mehr als nur einige Schritte. Wir liefen etwa hundert Meter weit weg. Aus vermeintlich sicherer Position heraus beobachteten wir, wie der Rob eine dünne Folie vom Armaturenbrett des Gleiters ablöste. Sie war kaum größer als eine meiner Handflächen. Er nahm die Folie mit und verschwand mit ihr in der Fabrik.

Ich pfiff leise durch die Zähne. Irgendwie fühlte ich mich erleichtert. Wir hatten einen hieb- und stichfesten Beweis dafür, daß es einen Saboteur gab! Jetzt konnte Peeroush nicht mehr leugnen, daß unser Projekt durch einen Widder-Agenten gefährdet wurde.

»Also war es Mord«, stellte Taphon erzürnt fest. »Ein gemeiner, hinterhältiger Mord.«

Ich erwähnte nichts, sondern eilte zu dem Gleiter und stieg ein. Er folgte mir hastig. Kaum saß er neben mir, als ich auch schon startete urid aufs Meer hinausflog.

»Der Mörder kann nur einer von uns sein«, bemerkte Taphon. »Ist dir das klar?«

»Natürlich«, erwähnte ich. »Die Eingeborenen kommen nicht in Frage, und sonst gibt es niemanden auf Aptu-lat als uns.«

Wir erreichten die ersten Quollonter. Sie trieben mit ihren kleinen Holzbooten auf dem Meer und fischten einige Trümmer des Gleiters aus dem Wasser. Fröhlich lachend winkten sie uns zu.

Ich ließ den Gleiter so tief absinken, daß er die Wellen berührte. Durch das offene Fenster beugte ich mich zu Gasga hinüber, der aufrecht in seinem Boot stand. Ein langer Plastiksplitter lag zu seinen Füßen. »Welch ein schöner Tag«, rief er.

»Ein Glücklicher ist in ein besseres Leben übergegangen.« »Habt ihr ihn gefunden?« fragte ich. »Nein«, erwähnte er. »Keine Spur. Er hat sich in Nichts aufgelöst.« Er lachte laut.

»Aber das darf dich nicht ängsti-gen«, fügte er hinzu. »Es ist nicht die-ser Körper, der weiterlebt.« Ich nickte nur. Ich wollte mich nicht auf ein Gespräch über das Leben nach dem Tode einlassen. Er hatte recht. Die Wissenschaftlerin war bei der Ex-plosion zerrissen worden. Es gab nichts mehr, wonach wir suchen konnten.

»Ich danke euch für eure Mühe«, rief ich ihm zu, zog den Gleiter hoch und kehrte zur Fabrik zurück. Taphon schien sich erst jetzt voll bewußt zu werden, was geschehen war. Seine Lippen zitterten ebenso wie seine Hände.

»Die Arbeit muß weitergehen«, sag-te ich schonungslos. »Wir können uns keine Pause leisten. Nicht schon wie-der. Geh jetzt nach unten. Ich muß mit Peeroush reden.« Er nickte nur und ging zum Anti-gravschacht. Ich meldete mich beim Cantaro an. Dabei wurde ich mir des-sen bewußt, daß es in der Fabrik ein-hundert Cantaro gab, doch von ihnen sahen wir nur selten einmal etwas. Wenn wir von »dem Cantaro« spra-chen, meinten wir Peeroush.

Er empfing mich in seinem Trai-ningsraum, in dem er an verschiede-nen Kraftmaschinen arbeitete. Mißbil-ligend blickte er mich an, ohne seine Übungen zu unterbrechen. Er stemm-te mit Armen und Füßen vier Gewich-te hin und her, die auf unsichtbaren Kraftfeldern neben ihm schwebten.

»Ich hatte dir geraten, nicht Detek-tiv zu spielen«, sagte er, bevor ich mich noch geäußert hatte. »Und dabei soll es bleiben.«

»Wir haben zum erstenmal einen handfesten Beweis dafür, daß es einen *Widder-Agenten* bei uns gibt.« Das beeindruckte ihn überhaupt nicht. Er stand auf, griff nach einem Handtuch und rieb sich die Haut ab, obwohl er nicht schwitzte. Er tat es, um die Durchblutung der Haut zu ver-bessern.

»Ich habe die Verantwortung für die Baalol-700-Serie«, betonte ich. »Deshalb bin ich verpflichtet, dich darauf aufmerksam zu machen.«

Er schien meine Worte nicht gehört zu haben.

»In einer Stunde will ich die Baalol-700-Serie sehen«, eröffnete er mir. »Ich will ein Experiment, bei dem ihre PSI-Kräfte getestet werden.«

Er blickte mich mit kalten Augen an, und ich sah ein, daß es sinnlos ge-wesen wäre, noch einmal auf den Sa-botageakt zu sprechen zu kommen. Wenn er es so wollte, dann sollte er die Anschläge allein aufklären. Ich be-schloß, mich nur noch um das wissen-schaftliche Programm - und um den Tod meiner Frau zu kümmern.

»In einer Stunde«, wiederholte ich, verabschiedete mich und ging.

Die Zeit war knapp. Es galt, eine Menge Vorbereitungen zu treffen. Am schwierigsten dabei war es, geeignetes Testmaterial zu finden. Wenn die Baa-lol-700er ihre PSI-Kräfte beweisen sollten, dann brauchten sie Objekte, an denen sie dies tun konnten. Dafür kam nur Gen-Müll in Frage. Wir muß-ten Material auswerten, das mit knap-pen Ergebnissen durch die Eignungs-prüfungen gefallen war, und bei weni-ger hohen Ansprüchen als hier auf Ap-tulat womöglich gar nicht dem Gen-Müll zugeordnet worden wäre.

Ich hielt den Zeitplan ein und konn-te das Experiment genau eine Stunde später in Sektion 26 eröffnen. Dafür hatte ich sieben Klone aus den existie-renden 37 der Baalol-700-Serie ausge-wählt. Es waren diejenigen mit den besten mir vorliegenden Ergebnissen. Sie hatten Kleidung bekornmen und saßen nun in weißen Kombinationen in einem mit sanften Farben abge-

stimmten Raum hinter einer Wand aus Formenergie, die nur von unserer Sei-te her durchsichtig war. Wir konnten sie sehen, sie aber nicht uns.

Sie redeten miteinander, als ich zu-sammen mit Peeroush in den Beob-achtungsraum kam, in dem sich be-reits über hundert Aras und zwanzig Cantaro eingefunden und in beque-men Sesseln Platz genommen hatten. Die Klone hatten keine Möglichkeit, sich zu setzen. Daher standen sie in einer Gruppe eng beieinander. Ich wä-re nicht überrascht gewesen, wenn sie sich bei den Händen gefaßt hätten, um sich gegenseitig mehr Sicherheit zu geben.

»Sie sehen alle gleich aus«, bemerk-te Peeroush, während er sich neben mich setzte. »Gibt es Unterschiede?«

Ich lächelte kaum merklich. Natür-lich gab es die! Man mußte nur ein Auge dafür haben. Unsere Arbeit hat-te Früchte getragen. Mit Hilfe von pharmazeutischen Mitteln hatten wir Unterschiede herausgearbeitet, die ich sehr wohl erkennen konnte, der Cantaro jedoch nicht. Sie zeigten sich ganz klar in der Mimik und in der Kör-perhaltung, Einige aus der Baalol-700-Serie standen kerzengerade. Sie wa-ren selbstbewußt, glaubten an sich und sahen sich als Individuen an. Einige ließen die Schultern etwas hän-gen, stellten sich wie schutzsuchend hinter andere, als fürchteten sie, ange-sprochen zu werden und beteiligten sich nicht am Gespräch oder gaben nur hier und da mal eine knappe Ant-wort.

Ich machte den Cantaro darauf aufmerksam, aber er verriet nicht, ob er damit zufrieden war oder nicht. Er nickte nur, ohne daß sich der Ausdruck eisiger Kälte in seinem Gesicht verlor. Durch eine undurchsichtige Wand aus Formenergie von den Baalol-700 getrennt, standen zwanzig Exemplare, die ich aus Bunker 9 hatte kommen lassen. Sie gehörten zu den sogenannten Septems, der September-Gene ration, oder richtiger gesagt, dem September-Schub. Sie hatten die besten Prüfungsergebnisse erzielt, waren aber dennoch Müll. Ihre Gliedmaßen waren teilweise verkrüppelt, und ihre geistigen Eigenschaften konnten nur als unzureichend bezeichnet werden. Immerhin verfügten sie über eine gewisse Widerstandskraft gegen para-psychische Beeinflussungen. Das machte sie für diesen Test besonders geeignet. Sie waren den Angriffen der Baalol-700er nicht völlig wehrlos ausgesetzt.

Ich gab Taphon das Zeichen, mit den Experimenten zu beginnen.

In diesem Moment blickte mich einer der Exemplare aus der Müllgruppe an, und mir war, als gleite mir ein Eisklumpen den Rücken herunter. Unwillkürlich richtete ich mich auf. Die Brust wurde mir eng, und das Atmen fiel mir schwer.

Mit aller Kraft wehrte ich mich gegen das Gefühl, daß mich dieses Objekt wirklich anblickte. Es war unmöglich. Zwischen uns befand sich eine Wand aus Formenergie, die von seiner Seite her undurchsichtig war. Er konnte mich nicht sehen!

Ich erhob mich und ging zu Taphon, so als ob ich meine Anweisungen nicht schon längst gegeben hätte und als müsse ich nun noch etwas mit ihm besprechen. Es hielt mich nicht auf meinem Platz. Ich mußte diesem Blick ausweichen.

Es gelang mir nicht!

Die Augen des Klons bewegten sich mit winzigen Rucken. Seine Blicke folgten mir bis hin zum anderen Ende des Raumes, wo sich die Schaltzentrale befand.

»Ja?« fragte Taphon.

Ich versuchte zu sprechen, aber ich konnte nicht.

Warum starrt er mich so an? Seine Augen haben Ausdruck, als wenn er gar kein Müll wäre! schoß es mir durch den Kopf.

Der Klon hatte verkrüppelte Beine. Er hatte sichtlich Mühe, sich aufrecht zu halten. Mit einer Hand hielt er sich an einem anderen fest. Er gehörte zum Gen-Müll. Ich wußte es. Aber ich sah plötzlich einen Menschen in ihm, und ich war nicht in der Lage, das Experiment fortzusetzen.

Was tust du? fragte ich mich. Wie kannst du rechtfertigen, was hier geschieht?

»Soll ich nicht anfangen?« fragte Taphon.

»Selbstverständlich sollst du das«, rief der Cantaro, der mein Verhalten falsch deutete. Offensichtlich glaubte er, daß ich wiederum einen Sabotage-akt eines Widder-Agenten befürchte-te. Er hatte keine Vorstellung von meinen wahren Empfindungen. Ich selbst war überrascht von ihnen und konnte sie nicht einordnen. Derartige Gedanken hatte ich mir eigentlich nie gemacht. Mit Yrmakarem hatte ich höchstens mal am Rande über dieses Problem diskutiert. Wir waren uns jedoch einig gewesen, daß der Forschungsgedanke immer im Vordergrund stehen mußte, wenn wir überhaupt weiterkommen wollten. Ich hatte mich kurz abgewendet. Jetzt drehte ich mich wieder herum und blickte zu dem Objekt hinüber, das mich fixiert hatte. Es war völlig verändert. Seine Augen waren leer wie die eines seelenlosen Wesens. Wirklich seelenlos?

War es gerechtfertigt, bei ihm oder den anderen von »Material« zu sprechen?

Wo war meine Selbstsicherheit geblieben? Ich hatte früher nie darüber nachgedacht, ob zu verantworten war, was wir taten. Aufkommende Fragen hatte ich stets mit dem Argument abgetan, daß wir Forscher wären, deren Aufgabe es sei, die Geheimnisse des Kosmos zu enträtseln.

Wieso stellte ich jetzt plötzlich meine Arbeit in Frage?

Mit wachsendem Unbehagen blick-

te ich zu den Baalol-700ern hinüber. Wurden sie durch die kodifizierte Formenergie wirklich ausreichend abgeschirmt? Schützte dieser Schirm? Oder nahmen sie Einfluß auf uns, ohne daß wir uns dessen bewußt wurden? Entglitten uns die Geister, die wir gerufen hatten? Wurden wir ihrer nicht mehr Herr? Ich meinte, die Stimme von Yrmakarem zu hören.

»Was ist?«, hatte sie mich einmal gefragt, »wenn sich eines Tages alles umkehrt und wir für sie

>Material< werden?«

Taphon gab den entscheidenden Befehl mit Hilfe des Sytrons. Seine Stimme erreichte die Baalol-700-Klone. Sie drehten sich alle zu der Wand hin, hinter der ihre Opfer ahnungslos warteten. Die Wand verschwand, und sie wurden aktiv. Der Ausdruck ihrer Augen veränderte sich ein wenig, sonst aber war

nicht zu erkennen, daß sie handelten. Die Überwachungsinstrumente zeigten allerdings höchste PSI-Tätigkeit an. Unsichtbare Impuls-wellen hoher psionischer Energie überfluteten den Gen-Müll.

Ich hatte gewußt, was passieren würde. Dennoch hielt ich jetzt unwill-kürlich den Atem an, als die Opfer des Angriffs schreiend zusammenbra-chen, blind gegen die Wände anrann-ten, um aus der Nähe der Octos zu ent-kommen, oder hilflos zuckend über den Boden krochen.

Ich sah kein »Material« mehr in ih-nen, sondern Menschen, und mir wur-de übel. Ich lehnte mich mit dem Rük-ken an die Wand und bedeckte mei-nen Mund mit der Hand, damit nie-mand sehen konnte, wie ich würgte. Glücklicherweise achtete keiner der anderen auf mich. Sie hätten ganz si-cher kein Verständnis dafür gehabt, daß der araische Leiter des Projekts sich wie ein Verbrecher vorkam.

Es gab Grenzen wissenschaftlicher Forschung, und wir hatten sie eindeu-tig überschritten.

Taphon schaltete die Projektoren für die Formenergie wieder an, und die Wände wurden undurchsichtig. Wir wurden von einem schier unerträgli-chen Anblick befreit.

»Ausgezeichnet«, lobte Peeroush. In die Hände klatschend, erhob er sich aus seinem Sessel. »Gefallen hat mir vor allem, daß die Octos ruhig und ausgeglichen blieben, als sie sahen, welche Wirkung sie erzielt haben. Wir sind auf dem richtigen Weg. Daran kann nun kein Zweifel mehr be-stehen.«

Er kam zu mir, und ich hatte das Gefühl, daß die Blicke aus seinen hell-beigen Augen bis tief in mein Inner-stes drangen.

»Ich will möglichst bald umfangrei-che Tests der bekannten Art«, erklärte er mir. »Dazu ausführliche Testberich-te, die genaue Auskunft über Zustand und Leistungsfähigkeit dieser Klone geben. Wie lange brauchst du, bis du sie mir vorlegen kannst?«

»Zwei, höchstens drei Tage«, erwi-derte ich.

»Ich verlasse mich auf dich.« Er nickte mir aufmunternd zu und eilte hinaus.

Ich hatte mich wieder gefangen.

»Ihr habt gehört, was Peeroush ge-sagt hat«, richtete ich mich an die an-deren. »Wir wollen die Testergebnisse so schnell wie möglich auf den Tisch bringen. Wir haben allen Grund, auf unsere Arbeit stolz zu sein. Was uns fehlt, ist die Anerkennung des Su-premkommandos. Sie werden wir uns mit diesen Tests und ihren Ergebnis-sen holen. An die Arbeit.«

Damit ging ich hinaus.

Am liebsten hätte ich etwas ganz an-deres gesagt. Ich war alles andere als stolz auf meine Arbeit. Wenn ich mei-nen Gefühlen gefolgt wäre, dann hätte ich sie auf der Stelle beendet und alle Unterlagen vernichtet. Doch das konnte ich mir nicht leisten. Ich wuß-te sehr wohl, daß ein falsches Wort mich den Kopf gekostet hätte.

Ich schwebte im Antigravschacht nach oben und verließ die Fabrik we-nig später, um bis zu den Klippen am Meer zu gehen. Ich blickte zur Insel Quollont hinüber. Wie einfach das Le-ben dort doch war! Ich beneidete die Eingeborenen.

Bisher war ich fest entschlossen ge-wesen, den Widder-Agenten, an des-sen Existenz ich glaubte, zu überföh-ren und zu vernichten. Ich hatte in ihm einen Feind gesehen, über dessen Motive nachzudenken sich nicht lohn-te. Doch das tat ich jetzt, und ich konnte ihn verstehen. Er wollte die Experimente beenden, die wir unter-nahmen, und ich war nahe daran, ihm Erfolg zu wünschen.

Da die Tests und die Erfassung ihrer Ergebnisse auch ohne mich vonstat-ten gehen würden, stieg ich in einen Gleiter, flog jedoch noch nicht zur In-sel Quollont hinüber. Erst wollte ich meine Gedanken ordnen, dann wollte ich mit dem stets fröhlichen und un-beschwertten Gasga reden.

Wie hatte ich mich doch in den letz-ten Tagen verändert!

Vor dem Tod Yrmakarems wäre ich nie und nimmer auf den Gedanken ge-kommen, meinen Arbeitsplatz zu ei-nem entspannenden Besuch auf der Nachbarinsel zu verlassen. Ich hätte mich auch nicht mit selbstquäleri-schen Gedanken befaßt, so wie ich es jetzt tat. War es wirklich nur der Tod meiner Frau, der mich so verändert hatte?

Oder war da etwas anderes, was Ein-fluß auf mich und meine Gedanken nahm?

Wieder spürte ich, wie es mir kalt über den Rücken lief, und Angst kroch in mir hoch. Ich wünschte, ich wäre nicht so ehrgeizig gewesen, als die Cantaro mir vor einigen Jahren die Möglichkeit gegeben hatten, im Rah-men eines großen Forschungspro-gramms mitzuarbeiten. Jetzt war es zu spät, meinen Ehrgeiz zu beklagen.

Ich hatte den Pakt mit dem Teufel

1

geschlossen und konnte ihn nun nicht mehr auflösen.

Taphon klöpfte an das Fenster des Gleiters.

»Nimmst du mich mit?« fragte er. »Natürlich«, erwiderte ich. »Gern.« »Ich muß mal raus«, sagte er, als er neben mir saß. Ich fand, daß er sehr blaß war. Ich startete und flog ge-mächlich nach Quollont. Dabei blieb ich stets nur wenige Meter über den Wellen. Vielleicht konnten wir uns mit einem Sprung ins Wasser retten, wenn der *Widder* uns angriff.

»Peeroush scheint nicht zu interes-sieren, was passiert ist«, bemerkte er. »Ich habe den Eindruck, daß er den Ausfall des Antigravschachts und die Explosion des Gleiters als >durch nor-malen Verschleiß verursachte Pän-nen< abtun will.«

»Laß uns nicht darüber reden«, bat ich. »Diese Vorfälle sind nicht unser Problem. Ich möchte nur eine beson-ders gute Beurteilung durch das Su-premkOmmando erreichen. Alles an-dere ist mir egal.« Er antwortete nicht. Schweigend blickte er nach vorn, während ich am Rand von Quollont auf einem Sand-fleck am Ufer landete. Mir fiel auf, daß keine Boote zu sehen waren. Ich stieg aus, schloß die Tür des Gleiters und Wollte ins Innere der Insel gehen. Da wurde mir bewußt, wie still es war. Ich hörte keinen Vogel singen, keinen Af-fen schreien und keinen der Eingebo-renen lachen. Ich vernahm nur das Ra-scheln der Blätter im Wind und das Plätschetti und Glucksen des Wassers am Ufer.

»Was ist los?« fragte Taphon.

»Ich habe keine Ahnung«, erwiderte ich wahrheitsgemäß. »Es ist so still.«

Er war weiß wie eine Wand. Nervös biß er sich auf die Lippen.

Wortlos eilte ich ihm voraus zum Li-

kanthö, und auch jetzt blieben die vielfältigen Geräusche aus, die sonst diese Insel mit Leben erfüllten.

»Es ist etwas passiert«, sagte Ta-phon hinter mir. »Ich spüre es.«

Das letzte Stück bis zum zentralen Platz der Quollonten liefen wir, von na-menloser Angst um unserer Freunde getrieben. Wir erreichten die ersten Häuser, sahen, daß sich auch hier nie-mand aufhielt, und stürzten auf den Platz. Wie angewurzelt blieben wir stehen.

Zwei Frauen lagen in pränataler Haltung mitten auf dem Likanthö. Sie waren tot. Sie trugen bunte Tücher, die sie um ihre Leiber gewickelt hat-ten. Ihre Füße waren unbedeckt. Sie hatten die Sandalen von sich ge-worfen.

Ich kniete neben ihnen nieder, um sie zu untersuchen. Ihre Augen waren weit geöffnet. Sie hatten selbst im Tod noch einen Ausdruck kaum vorstell-baren Grauens. Die Gesichter waren in namenloser Angst yerzerrt.

»Irgend etwas hat sie in den Wahn-sinn getrieben«, sagte Taphon.

»Irgend etwas?« fragte ich. »Nein. Wir waren es. Wirl«

Ich erhob mich und ging zu der Stel-le, an der Yrmakarem gestorben war,

Auf dieser Seite der Insel trieben Dutzende von Booten der Eingebo-renen im Wasser. Sie waren leer. Die Quollonten waren in ihrem - offen-sichtlich von den Baalol-700ern er-zeugten - Wahn ins Wasser gesprun-gen und Opfer der Schleierwale ge-worden.

Die Baalol-700er hatten perfekt ge-arbeitet. Allerdings hatten ihre PSI-Kräfte alle unsere Absperrungen glatt durchschlagen und die Quollonten er-reicht. Die liebenswerten Eingebo-renen waren ihnen zum Opfer gefallen.

»Sie haben nicht die Spur einer Chance gehabt«, sagte Taphon, der sich unbemerkt zu mir gesellt hatte.

Ich drehte mich zu ihm um. Er schien einem Zusammenbruch nahe zu sein.

»Ich habe immer befürchtet, daß ,so etwas geschehen könnte.«

»Jetzt werden wir einige Rätsel nie mehr lösen können, die uns die Quol-lonter aufgegeben haben«, entgegnete ich. »Niemand wird uns noch sagen können, wie sie den riesigen Schleier-wal auf den Likanthö gebracht haben.«

Meine Worte kamen mir sinnlos und leer vor, aber allmählich wurde ich mir dessen bewußt, daß sie es nicht waren. Insgeheim hatte ich gehofft, daß die Eingebo-renen doch über PSI-Fähigkeiten verfügt, und daß sie da-mit einige Dinge vollbracht hatten, die wir uns nicht erklären konnten. Im-mer wieder hatte ich mir eingeredet, während wir unsere Experimente machten, daß die Quollonten nicht ge-fährdet waren, weil sie sich im Notfall gegen die Baalol-700er abschirmen konnten. Die Antis auf Trakarat, dem 16. Planeten dieses Sonnensystems konnten paramentale Angriffe abweh-ren. Warum nicht auch die Quollon-ter? Ihr Volk war ebenso wie das der Antis seit Jahrhunderten, womöglich gar seit Jahrtausenden, der besonde-rem Strahlung der Doppelonne ausge-setzt gewesen. Daher hatte ich insge-heim gehofft, daß auch sie sich bei ei-ner PSI-Panne behaupten konnten.

Ich hatte mich geirrt.

»Das werde ich mir nie verzeihen«, sagte Taphon. »Ich hoffe, daß du ver-stehst, daß ich nicht länger an dem Programm arbeiten kann.«

»Ich schon«, gab ich zurück. »Pee-roush aber nicht.«

Er sah mich gequält an.

»Was soll ich tun?« fragte er.

»Das kann ich dir leider nicht beant-worten. Noch bin ich Leiter der Ara-Abteilung. Ich kann mich daraus nicht so ohne weiteres zurückziehen, ob-wohl ich es angesichts dessen, was passiert ist, lieber heute als morgen tun würde. Peeroush würde das nicht akzeptieren.«

»Er muß es. Wir haben lange genug

für ihn gearbeitet. Wir haben buch-stäblich alles für das Programm geop-fert.«

Ich lächelte verwundert.

»Du erwartest Dankbarkeit? So naiv kannst du nicht wirklich sein. Weißt du wirklich nicht, was geschieht, wenn du die weitere Mitarbeit verwei-gerst?«

»Er kann mich nicht zu einer wis-senschaftlichen Leistung zwingen, die ich nicht erbringen will«, erklärte er trotzig.

»Nein, aber er kann dich zu >Mate-rial< werden lassen.«

Sein Blick verri,et, daß er nicht be-griff, was ich meinte.

»Material?« fragte er.

»Der Gen-Müll ist Material für uns«, erklärte ich ihm. »Ganz gleich, wie hochqualifiziert er ist. Wenn er nicht den aktuellen Ansprüchen genügt, ist er Material, das vernichtet oder zu Versuchszwecken eingesetzt wird. Das gleiche Material hätte noch vor einigen Jahren unsere Begeisterung hervorgerufen, als wir noch nicht in der Lage waren, Klone von der Quali-tät der Baalol-700er zu schaffen.«

»Das würde er nicht tun«, stieß Ta-phon entsetzt hervor. »Nein, das wür-de er nicht wagen.«

»Wenn du davon überzeugt bist, kannst du ja zu ihm gehen und ihm sagen, daß du aussteigst«, schlug ich ihm vor.

Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er- ging zu einem um-gekippten Baumstamm, setzte sich darauf und vergrub sein Gesicht in den Händen. So verharrete er einige Mi-nuten lang, ohne sich zu bewegen.

»Du hast recht«, sagte er, als er end-lich aufblickte. »Er hätte keine Hem-mungen, so etwas zu tun.«

Ich hatte mich viel zu weit vorge-wagt. Woher wußte ich denn, daß Ta-phon dem Cantaro nicht von diesem Gespräch erzählen würde?

Am liebsten hätte ich mir eines der Quollonterboote geschnappt und wäre damit davongesegelt. Ich wußte je-doch, daß ich nicht weggehen konnte, bevor ich nicht einige Fragen geklärt hatte.

Ich wollte wissen, weshalb Yrmaka-rem sterben mußte, wer oder was sie getötet hatte.

Ich wollte wissen, weshalb der Anti-gravschacht versagt hatte und Conaor sterben mußte.

Ich wollte wissen, weshalb der Anti-gravgleiter mit der jungen Mitarbeite-rin an Bord explodiert war.

Ich wollte wissen, wer dafür verant-wortlich war, daß die paramentalen Kräfte der Baalol-TOOer die Abschir-mung durchschlagen konnte, so daß die Quollonter in den Wahnsinn und den Tod getrieben wurden.

Steckte hinter all diesem Geschehen ein Mdder-Agent? Gab es überhaupt einen Zusammenhang bei diesen Vor-fällen, oder hatten sie nichts miteinan-der zu tun?

Ich wußte, daß mich diese Fragen ein Leben lang quälen würden, wenn ich keine Antwort darauf fand. Des-halb mußte ich bleiben. Deshalb muß-te ich in die Gen-Fabrik zurückkeh-ren, die mir plötzlich verhaßt gewor-den war.

Seltsam, dachte ich, während wir zum Antigravgleiter zurückgingen. Yrmakarem hat immer wieder einmal ein paar Andeutungen gemacht, die genau in diese Richtung zielten. Ich habe nie aufsie gehört. Jetzt ist sie tot, und ich habe mich verändert. Warum habe ich das nicht schon frühergetan? Vielleicht hätte das ihr Leben ge-rettet?

*

Als wir wieder in der Fabrik waren, hatte ich mich gefangen. Ich hatte mich so in der Gewalt, daß Peeroush von meinen wahren Gefühlen und Ge-danken nichts merkte, als ich mit ihm sprach.

Er nahm meinen Bericht über den

Tod der Eingeborenen ohne Anteil-nahme entgegen. Für ihn war es zu einer »Panne« gekommen, wie sie im wissenschaftlichen Forschungsbe-reich immer wieder mal passieren konnte. Er ging achselzuckend dar-über hinweg und wandte sich sogleich dem nächsten Thema zu.

Ich war auf seine Reaktion vorbereitet und konnte mich gut genug gegen sie abschirmen. Meine anfängliche Be-wunderung für ihn war einer kalten Verachtung gewichen. Von ihm war keine Trauer über den Verlust der Freunde zu erwarten gewesen.

Ich übergab ihm die Ergebnisse ei-ner Testreihe, die meine Mitarbeiter mittlerweile mit den Baalol-700ern durchgeführt hatten. Obwohl ich Ab-stand zu meiner Arbeit gewonnen hat-te, war ich stolz. Die Testergebnisse waren hervorragend. Sie übertrafen unsere Erwartungen bei weitem. Noch nie zuvor hatten wir eine derart lei-stungsfähige Klon-Serie geschaffen wie die Baalol-700-Serie.

Ich erwartete höchstes Lob vom Su-premkommando.

Es konnte einige Tage dauern, bis es eintraf. In der Zwischenzeit wollte ich klären, weshalb die speziell für PSI-Impulse kodifizierte Formenergie die Quollonter nicht genügend abgeschirmt hatte.

Taphon hatte das Experiment durchgeführt. War er aber auch dafür verantwortlich, daß die für den Durchgang der paramentalen Energie ge-schaffene Strukturlücke falsch angelegt worden war? Oder daß versehent-lich eine zweite geschaffen worden war, durch die freie Energie zu den Quollontern durchschlagen konnte?

Ich stürzte mich in die Arbeit. Be-sonders schwierig wurde sie dadurch, daß Peeroush mit den Nachforschun-gen nicht einverstanden war. Ich muß-te also den Syntron überlisten, der je-den Schritt erfaßte. Und nun geriet ich in eine Gedankenwelt, die mir vorher fremd gewesen war. Ich mußte vorge-hen wie ein Widder-Agent, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, ohne mich dabei selbst an die überwa-chenden Organe zu verraten. Ich lern-te zu denken wie ein Widder-Agent, und ich erkannte schon bald, daß ich dem Agenten, den ich in der Fabrik vermutete, nur dadurch auf die Spur kommen konnte. Zunächst entdeckte ich, daß es un-erwartete Lücken in der Überwa-chung gab. Die Augen Peeroushs wa-ren zwar allgegenwärtig, aber sie er-faßten nicht alles. Ebenso schaltete sich der Syntron aus, wenn ich ihn mit Daten, Ereignissen und Arbeitsschrit-ten fütterte, die er als »nicht relevant« einstuft. Er machte in gewissen Ab-ständen Stichproben, aber ich hatte keine Mühe herauszufinden, nach wel-chem System er dabei vorging. So konnte ich ihn auch hierbei überlisten.

Auf diese Weise kam ich dem Wid-der-Agenten tatsächlich auf die Spur. Schon nach zwei Tagen intensiver Ar-beit zeichnete sich ein erster Verdacht gegen vier Wissenschaftler aus mei-nem Team ab. Zu dieser Gruppe ge-hörte Taphon. Ich war davon über-zeugt, daß einer von ihnen der gesuch-te Agent war.

Taphon?

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß er Yrmakarem auf dem Gewissen hatte. Warum hätte er sie töten sollen?

Ich mußte es herausfinden.

Am 8. Dezember 1146 erhärtete sich der Verdacht gegen Taphon, und ich beschloß, ihn auf die Probe zu stellen. Ich schloß mich mit ihm in einen durch einen PSI-Schirm aus kodifi-zierter Formenergie gesicherten Ge-bäudekomplex ein, in dem die 37 Ok-tober-Klone untergebracht waren.

»Wir werden einige Testreihen durchführen«, eröffnete ich ihm. »Du wirst die praktische Seite überneh-men, während ich die Kontrollgeräte bediene und überwache. Du hast also weitgehend freie Hand.«

Ich hatte ihm schon Stunden vorher

einige Unterlagen mit verschiedenen Prüfungsvorschlägen geschickt, aus denen er sich einige aussuchen konn-te, von denen er sich am meisten ver-sprach. Ich ließ ihm jedoch auch die Freiheit, meine Vorschläge abzuän-dern oder zu variieren. Er sollte tun, was er für richtig hielt.

Ich wollte ihn dazu provozieren, Sa-botage zu üben. Dabei befand ich mich in einem unerwarteten Konflikt.

Ich sah keinen Feind mehr in dem gesuchten Widder! Durch die Ereig-nisse der letzten Tage war mir bewußt geworden, daß sein Widerstand be-rechtigt und moralisch höher einzu-ordnen war als meine Arbeit. Aus die-ser Sicht heraus hätte ich ihn also ge-währen lassen können, zumal Pee-roush nicht wollte, daß ich mich als Detektiv betätigte. Doch es ging ja nicht nur um Sabotage gegen unsere Arbeit als Gen-Forscher, sondern um den Tod meiner Frau. Ihn wollte ich aufklären. Und wenn Taphon ihn ver-ursacht hatte, dann sollte er sich dafür verantworten.

Zunächst tat Taphon seine Arbeit perfekt. Er erledigte alle Routineauf-gaben schnell und korrekt, und ich spürte, daß meine Aufmerksamkeit nachließ. Irgendwann wurde mir bewußt, daß er genau das beabsichtig-te, und ich sah wieder etyvas genauer hin. Dabei fielen mir einige Unregel-mäßigkeiten auf. Er nahm einige Schaltungen vor, die mir sinnlos und überflüssig erschienen, bis ich plötz-lich erkannte, welche Taktik er ver-folgte. Es war genau die gleiche Tak-tik, die ich selbst eingesetzt hatte, um den Syntron zu überlisten.

Taphon arbeitete am Hauptprogramm und fügte immer wieder Abzweigungen davon hinzu, die ins Leere führten.

Der Tag verging, ohne daß sich darüber hinaus etwas ereignete. Taphon war noch bei den Vorbereitungen. Ich wußte nicht, was er im Schilde führte, und ich ließ ihn gewähren, um es herauszufinden. Ich ging früh ins Bett und ließ mir sogleich eine Spritze geben, um am nächsten Morgen ausgeschlafen zu sein.

Die Tests gingen weiter, und wiederum ließ sich Taphon Zeit, bis er glauben mußte, daß meine Aufmerksamkeit nachließ. Auf diese Weise gelang es ihm, wertvolles Material auszusondern und unter einem nichtssagenden Code auf die Ausschüßschiene zu schieben. Um es vernichten zu können, brauchte er meine Unterschrift.

Ich tat, als hätte ich nichts bemerkt, und gab sie ihm.

Damit hatte ich den entscheidenden Fehler begangen, denn jetzt gab es einen objektiven Beweis für meine Untreue. Durch nichts konnte ich mich noch herausreden, wenn Peeroush auf diesen Beweis stoßen, oder falls Taphon ihn gegen mich verwenden würde.

Ais ich begriff, was ich getan hatte, war es schon zu spät.

Taphon arbeitete gelassen weiter. Ich zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß er der *Widder-Agent* war, den ich die ganze Zeit über gesucht hatte. Und irgendwie bewunderte ich ihn. Ich hätte ihn hassen müssen, weiß ich ihn für den Tod Yrmakarems verantwortlich machen mußte, aber ich konnte es nicht.

Welch ein Mut gehörte doch dazu, aktiven Widerstand gegen ein solches System zu leisten. Über welche Nervenstärke mußte Taphon verfügen, daß er es ertrug, hier zu arbeiten. Er war ständiger.

Überwachung ausge-setzt und konnte niemandem gegenüber frei sprechen, ohne um sein Leben fürchten zu müssen.

Mir war klar, daß so ein Mann über eine besonders hohe Moral verfügen mußte. Und er sollte Yrmakarem getötet haben? Ich konnte es mir nicht vorstellen.

Bis zum 12. Dezember verließen die Testreihen ohne jeden Zwischenfall. Dann begann Taphon wiederum da-

mit, scheinbar unwichtige Seitenlinien anzulegen. Er entwickelte Tätigkeiten, die mir zunächst sinnlos vorkamen, und die ich für Ablenkungsmaßnahmen hielt. Er veränderte an einigen Maschinen einige Kleinigkeiten, die jede für sich unbedeutend waren, in ihrer Summe jedoch allmählich Konturen bekamen. Ich beobachtete ihn genau und rekonstruierte für mich selbst jeden einzelnen seiner Schritte, bis sich nach vielen Stunden intensiv Arbeit endlich ein Bild abzeichnete, mit dem ich etwas anfangen konnte. Taphon konstruierte eine höchst komplizierte, aber äußerst wirksame Bombe!

Welches Ziel er damit verfolgte, war mir schnell klar. Er wollte die Baalol-700er in die Luft jagen! Als ich erst einmal erfaßt hatte, um was es ging, war ich wie gelähmt. Ich war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Auf der einen Seite mußte ich ihm recht geben. Wenn er seinen Auftrag als *Widder* zielsicher und konsequent verfolgte, dann blieb ihm gar keine andere Wahl, als die 37 Klonen zu vernichten. Sie waren das Beste, was wir jemals erreicht hatten, stellten somit also auch die gefährlichste Waffe für *WIDDER* dar. Eine solche Waffe mußte er Peeroush aus der Hand schlagen.

Auf der anderen Seite war ich *Vissenschaftler*. Die Baalol-700-Serie war das Ergebnis jahrelanger intensiver Forschungsarbeit. Sie war die Krönung unseres Fleißes und unserer Intuition, der Lohn für zahllose Frustrationen und Demütigungen, die wir hatten hinnehmen müssen. Wie oft waren wir Aras deprimiert gewesen, weil alle unsere Anstrengungen, unser oft unmenschlicher Einsatz vergeblich gewesen waren!

Und jetzt sollte eine Bombe alles vernichten, was wir erreicht hatten? Das konnte ich nicht ohne weiteres hinnehmen. Es ging über meine Kräfte.

»Machen wir Schluß für heute«, sagte ich am frühen Nachmittag.

Taphon blickte mich überrascht an.

Seltsam, dachte ich. *Er mußte eigentlich betroffen oder enttäuscht sein. Er ist so dicht vor seinem Ziel. Nur noch wenige Handgriffe, und die Bombe ist fertig. Er braucht höchstens noch eine Stunde, um sie zünden zu können. Aber er zeigt es nicht.*

»So früh schon?« fragte er.

»Ich bin müde«, schwindelte ich. »Die Konzentration läßt nach. Das ist nicht gut. Gehen wir nach oben an die frische Luft.«

»Es regnet«, entgegnete er.

»Um so besser.« Ich brachte ein Lächeln zustande. »Ich liebe den Regen. Aber du mußt ja nicht mitkommen.«

»Wenn mein Chef Entspannung vor-schlägt, werde ich mich hüten, ihm den Gehorsam zu verweigern«, scherzte er.

Wir verließen den Raum durch eine Strukturlücke im Schutzschild und glitten im Antigravschacht nach oben. Als wir im Freien waren, konnte ich sicher sein, daß uns niemand abhörte.

Solange wir unter dem Blätterdach der wild wuchernden Riesenpflanze waren, spürten wir nur wenig vom Regen. Als wir jedoch die Klippen erreichten, schüttete es auf uns herab. Der Regen fiel so dicht, daß wir kaum hundert Meter weit sehen konnten. Mir machte es nichts aus, daß meine Kleidung völlig durchnäßt wurde. Ich würde anschließend duschen und mir andere Sachen anziehen.

»Der Regen ist erfrischend und kühl«, sagte Taphon.

»Vielleicht gerade richtig, um die Gemüter abzukühlen«, erwiderte ich.

»Ich verstehe nicht. Wie meinst du das?«

»Ich bin noch nicht soweit, daß ich zusehen könnte, wie du die Baalol-700er mit einer Bombe vernichtest. Ich habe zu lange daran gearbeitet.«

Jetzt fand ich kein freundliches Funkeln mehr in seinen Augen. Er blickte mich kühl und distanziert an, als hätten wir uns nie zuvor gesehen. Zwischen uns schien eine Wand aus Eis entstanden zu sein.

»Was soll das?« fragte er.

»Ich will wissen, ob du meine Frau umgebracht hast«, erwiderte ich, ohne darauf einzugehen.

Wir standen einander so dicht gegenüber, daß wir uns fast berührten. Ich wich seinen Blicken nicht aus. Er wußte noch nicht, was er von mir zu halten hatte.

»Nein«, antwortete er ruhig. »Ich kann mir nicht erklären, was sie getötet hat.«

»Die Baalol-700er?«

»Nein.« Er schüttelte energisch den Kopf. »Es muß etwas anderes gewesen sein.«

Er war ruhig und gelassen. Ich fragte mich, wie ich mich an seiner Stelle gefühlt hätte, wenn ich mitten im feindlichen Gebiet als Agent entlarvt worden wäre. Vermutlich hätte ich mich nicht so in der Gewalt gehabt wie er. Wahrscheinlich hätte ich nach irgendwelchen Ausreden gesucht, um die Enthüllung der ganzen Wahrheit noch etwas herauszuschieben und mich auf die neue Situation einstellen zu können. Er nicht. Er wußte, daß seine Maske gefallen war, und er schaltete sofort um.

»Ich habe auch nichts mit dem Ver-sagen des Antigravschachts und der Explosion des Gleiters zu tun«, fügte er hinzu. »Wir sind keine Mörder, sondern haben hohe Ideale, für die wir kämpfen. Ich habe gesucht, nachdem es passiert war. Ich wollte wissen, ob es noch jemanden gibt, der Widerstand leistet. Ich weiß jetzt, daß da niemand ist. Jedenfalls nicht unter den Aras und nicht in der Fabrik.«

Ich nickte. Im Grunde genommen hatte ich nichts anderes erwartet.

»Was wirst du jetzt tun?« fragte er.

»Ich weiß es noch nicht«, erwiderte

ich. »Laß mir noch etwas Zeit. Ich kann die Klonen, für die ich so lange gearbeitet habe, nicht ohne weiteres vernichten.«

»Es muß sein. Sie sind eine zu gefährliche Waffe. Hast du vergessen, was mit den Quollontern geschehen ist? Ist dir klar, wieviel Unheil die Baalol-700er über die Völker der Gala-xis bringen können?«

»Dennoch ist es zu früh«, beharrte ich auf meinem Standpunkt. »Ich will noch mehr herausfinden. Ich will wissen, wer Yrmakarem getötet hat, aber ich werde es nicht mehr erfahren, wenn die 700er durch eine Bombe in die Luft gejagt werden.«

Er überlegte kurz, dann nickte er zustimmend.

»Du hast recht. Peeroush wird da-nach eine Untersuchung einleiten, und wir werden dabei einen schweren Stand haben. Wir werden uns nicht mehr bewegen können, obwohl es ihm nicht gelingen wird, uns eine Schuld nachzuweisen.« Er lächelte selbstbewußt. »Dazu ist die Bombe zu raffiniert angelegt.« Er drehte sich um und entfernte sich einige Schritte von mir. Am Rand der steil abfallenden Klippen blieb er stehen und blickte aufs Meer hinaus.

»Wenn es niemand von uns war, wer war es dann?« fragte ich.

»Ich frage mich, ob es da draußen jemand gibt, von dem wir alle keine Ahnung haben«, sagte er. »Ich habe so viele Fragen, die ich nicht beantworten kann. Vielleicht ist da jemand, der das für mich tun kann.«

Ich war überrascht. Daran hatte ich noch nicht gedacht.

»Wer könnte das sein?« fragte ich.

»Das können wir nur vermuten. Wir wissen ja nicht einmal, ob es diesen Jemand überhaupt gibt.«

»Und wenn er existiert? Wer ist es?«

»Ich würde auf einen Anti tippen«, erwiderte er. »Vergessen wir nicht,

daß zu diesem Sonnensystem auch noch der Planet Trakarat gehört. Er ist die Heimat der Antis. Natürlich stehen die Antis unter der gleichen Fuchtel wie wir. Ich kann mir aber vorstellen, daß es auch dort unabhängige Köpfe gibt, die ihren ganzen persönlichen Widerstandskampf führen.«

»Welchen Grund sollten sie gehabt haben, Yrmakarem umzubringen?« fragte ich.

»Keinen«, erklärte er. »Sie haben nicht deine Frau getötet, sondern eine der Wissenschaftlerinnen, die für das Supremkommando irrf Klon-Pro gramm arbeiten. Es hatte nichts mit Yrmakarem zu tun. Es hätte jede andere oder jehed anderen treffen können.«

Er fuhr sich mit beiden Händen über den Schädel, um sich das Wasser abzustreifen.

»Falls es diesen Gegner überhaupt gibt, der das getan hat«, fügte er hinzu.

»Ich muß es wissen«, rief ich erregt. »Sie haben kein Recht, uns umzubringen. Sie haben drei von uns ermordet. Dafür sollen sie zahlen. Vielleicht haben sie sogar die Quollonter auf dem Gewissen.«

»Das ist durchaus möglich«, stimm-te er zu. Er blieb so gelassen wie zuvor. »Sie könnten die Strukturlücke im PSI-Schirm verändert oder eine zweite Lücke geschaffen haben, ohne daß wir es gemerkt haben.«

»Das können wir nachprüfen. Und wir werden es tun. Dabei könnten wir den Beweis für die Existenz dieses Gegners finden.«

»Natürlich können wir das tun«, sagte er ruhig. »Wir können aber auch in einen Gleiter steigen und einige der Inseln in der Umgebung überprüfen. Ich kann mir durchaus vorstellen, daß wir auf diesem Weg schneller zum Ziel kommen.«

»Einverstanden. Wir wollen aber vorher unsere Sachen wechseln.«

7.

Taphon saß am Steuer des Antigrav-gleiters, als wir etwa eine halbe Stunde später die Insel verließen und aufs Meer hinaus flogen.

Ich hatte alles getan, um einen even-tuell aufkommenden Verdacht bei Peeroush zu zerstreuen. Darüber hin-aus war dieser Ausflug nichts besonderes. Alle Aras nutzten ihre Freizeit irgendwann dazu, zu einer der vielen Inseln oder gar zu einem der Kontinenten zu fliegen, um sich dort zu erholen. Viele gingen auf die Jagd oder tauchten, mit Schutzvorrichtungen versehen, in die Tiefen der gefährlichen Gewässer.

Andere erforschten als Ausgleich zu ihrer anstrengenden Arbeit das Tier- oder Pflanzenreich von Aptulat oder legten sich irgendwo in der Wildnis in die Sonne, um zu faulenzen.

Taphon umkreiste die benachbarten Inseln mit mäßiger Geschwindigkeit und in geringer Höhe. Ich machte Videoaufnahmen, die wir später auswerten wollten, falls wir mit bloßem Auge nichts entdeckten. Die Inseln waren größtenteils dicht bewaldet, doch bot das Blätterdach so gut wie keinen Schutz gegen unsere Ortungsgeräte.

Als wir zwanzig Inseln abgeflogen hatten, die teilweise bedeutend größer waren als unsere mit der Gedenfabrik, hatten wir noch immer nichts Ungewöhnliches entdeckt. Wir waren sicher, daß alle Inseln unbewohnt waren, und daß nirgendwo technisches Gerät lagerte.

»Irgendwo muß eine Ausrüstung sein«, sagte Taphon. »Auch Antis können ohne technische Hilfsmittel nichts gegen uns ausrichten.«

»Antis können Ortungsschirme verstärken«, erwiderte ich. Er lächelte.

»Sicher«, räumte er ein. »Wir haben jedoch Ortungsanlagen an Bord, die auf die Existenz von Schutz- und Or-

tungsschirmen reagieren. Sie schlagen an, wenn solche Schirme vorhanden sind. Und bisher haben sie geschwiegen.«

Ich verstand zu wenig von dieser Materie. Taphon war in dieser Hinsicht offenbar besser geschult.

»Du kannst sicher sein«, beteuerte er, »wenn irgendwo Antis sind, dann finden wir sie.«

Wir näherten uns dem größten Kontinent von Aptulat. Ihm war eine ganze Kette von Inseln vorgelagert. Sie waren größtenteils vulkanischen Ursprungs und boten mit ihren vielen Schluchten und bewaldeten Tälern gute Unterschlupfmöglichkeiten.

»Wir müssen uns fragen, was die Antis gegen uns ausrichten können«, sag-te der Widder-Agent. Er hatte mir gegenüber noch nicht offen zugegeben, daß er ein solcher Agent war, ich war mir meiner Sache jedoch sicher.

»Eigentlich wenig«, erwiderte ich. »Die Sicherheitseinrichtungen der Fabrik sind umfassend.«

»Die einzige Möglichkeit für sie ist, hin und wieder einen von uns umzu bringen und dadurch unsere Zahl zu verringern«, führte er aus. »Genau das haben sie getan. Klammern wir einmal den Unfall im Antigravschacht aus. Er hat vielleicht gar nichts mit ihnen zu tun. Die anderen beiden Aktionen aber entsprechen exakt...«

Er stockte kurz und fuhr dann über-gangslos fort: » ... den Vorstellungen, die ich mir von diesen Inseln gemacht habe. Ihre Tierwelt ist faszinierend.«

Ich bemerkte, daß direkt vor ihm auf dem Monitor des Armaturenbretts die Augen von Peeroush erschienen waren. Für mich war nicht erkennbar, ob es ein Computerbild war, oder der Cantaro wirklich eine Verbindung zu uns hergestellt hatte. Taphon war sich seiner Sache jedoch absolut sicher. Er redete über die Tierwelt der Insel, als gäbe es nichts Wichtigeres auf dieser Welt. »Ich habe eine Nachricht für euch«,

haulte die Stimme Peeroushs aus den Lautsprechern. »Es geht um die Beur-teilung der Baalol-700er, der soge-nannten Octos durch das Suprem-kommando.«

Ich richtete mich unwillkürlich auf, und ich spürte, wie sich mein Herz-schlag beschleunigte. Meine Handflä-chen wurden feucht. Auf eine solche Nachricht hatte ich gewartet. Ich war überzeugt, höchstes Lob vom Su-premkommando ausgesprochen zu bekommen. Ich war sicher, daß wir ei-ne hervorragende Arbeit geleistet hat-ten, die entsprechend gewürdigt wer-den würde.

»Das Supremkommando ist nicht zufrieden«, teilte Peeroush uns mit. »Es hat aufgrund der Testergebnisse bestimmt, daß auch die Oktober-Klo-ne mit dem übrigen Gen-Müll in den >Zwischenbereich< geschickt werden sollen.«

Ich wollte meinen Ohren nicht trau-en. Eine solche Beurteilung hatte ich weder erwartet noch verdient. Für mich war es einfach unmöglich, die Oktober-Klone mit dem Gen-Müll in einen Topf zu werfen. Ich sah gewalti-ge Unterschiede zwischen beiden. Mit dem »Zwischenbereich« war das Nie-mandsland zwischen Chronopuls- und Viren-Wall gemeint. Das Supremkom-mando allein mochte wissen, welches Schicksal die Klone dort erwartete.

»Das kann nicht \sein«, stammelte ich bestürzt. »Peeroush, das muß ein Irrtum sein.«

»Ist es nicht«, antwortete der Canta-ro. »Ich nehme diese Beurteilung wi-derspruchslos hin.«

»Aber ich nicht«, lehnte ich mich auf. »Ich kann mich nicht damit abfin-den, daß die Oktober-Klone in die Ver-bannung geschickt werden sollen.«

»Du wirst dich fügen.«

»Ich habe wohl keine andere Wahl«, gab ich enttäuscht zurück.

Peeroush lachte leise. Er ließ mich seine Macht spüren. Er wollte mir zei-gen, daß ich mich drehen und wenden

könnte, wie imrrier ich wollte, daß ich mich am Ende aber doch seinem Wil-len beugen mußte.

Er schaltete ab, und die Augen auf dem Monitorschirm bekamen einen anderen Ausdruck. Jetzt wurde auch für mich deutlich, daß wir es nur noch mit einem Computerbüd zu tun hatten.

Taphon blickte mich verwundert an. »Was ereiferst du dich?« fragte er. »Verstehst du denn nicht? Diese Baalol-700er sind mein ganzer Stolz. Diese Octos sind die Krönung meiner Forschungsarbeit. Das absolut Beste, was ich je gemacht habe. Ich kann nicht so ohne weiteres hinnehmen, daß es Schrott sein soll.« Er lächelte geheimnisvoll. »Finde dich damit ab«, riet er mir. »Je schneller, desto besser. Dann wird es dir leichterfallen, sie zur Hölle zu schicken. Dorthin gehören sie!«

Ich lehnte mich in meinem Sessel zurück und schloß die Augen, um in Ruhe nachdenken zu können.

»Halte dir vor Augen, was sie mit Gasga und seinen Leuten gemacht ha-ben«, empfahl er mir. »Dann wird es dir nicht so schwer, dich von den Oc-tos zu trennen.«

»Meinst du nicht, daß es leichtsinnig von uns ist, wenn wir so offen im Glei-ter miteinander reden?« entgegnete ich. »Wir könnten abgehört werden.« »Werden wir aber nicht«, grinste er und zeigte auf sein Chronometer, das er am Handgelenk trug. »Ein Spezial-gerät von WIDDER. Es schlägt sofort Alarm, wenn jemand versuchen sollte, uns abzuhören.«

Ich lächelte ebenfalls, jedoch bei weitem nicht so selbstsicher wie er. Er hatte zugegeben, ein *Widder-Agent* zu sein. Ich wollte etwas sagen, doch er entwickelte plötzlich eine überra-schende Aktivität. Er nahm verschie-dene Schaltungen an den Ortungsge-räten vor.

»Da ist etwas«, rief er. »Könnte sein, daß wir etwas entdeckt haben.«

»Die Antis?«

Er antwortete nicht. Wir flogen in die Bucht einer hufeisenförmigen Insel.

»Da sind Ortungs- und Schutzschir-me«, teilte er mir mit. »Siehst du dort drüber den Eisenberg? Er ist rot vom Rost. An der rechten Flanke ist etwas, dort, wo der Wald beginnt.«

Er beschleunigte mit Höchstwerten und raste wie ein Geschoß auf die be-zeichnete Stelle zu. Innerhalb von zwei Sekunden waren wir dort.

Ich sah zwei humanoide Wesen auf einer Lichtung an einem offenen, rauchlosen Feuer stehen, über dem sie ein Stück Fleisch garten. Als sie zu uns hochblickten, schob Taphon den linken Arm zum Seitenfenster

hinaus und schoß aus einer Handfeuerwaffe auf sie. Ich sah einen von ihnen tot zusammenbrechen. Der andere wurde von einem Streifschuß an der Schulter herumgeworfen. Ihm gelang es, einen Schutzschild aufzubauen. Taphon feuerte noch einmal, richtete jedoch nichts mehr aus. Die Energie floß wirkungslos vom Energieschirm ab.

»Du hast auf sie geschossen, ohne zu wissen, wer sie sind«, sagte ich anklagend, während er auf der Lichtung landete.

»Sie haben deiner Frau auch keine Chance gegeben«, erwiderte er. »Und dem Mädchen in dem explodierenden Gleiter auch nicht. Hast du vergessen, daß sie beinahe auch uns umgebracht hätten?« Er kümmerte sich nicht weiter um mich und stieg aus. Mit angeschlagener Waffe ging er auf den verwundeten Anti zu. Der Baalol lag auf dem Rücken und blickte uns verächtlich an. Er schien sich nicht vor uns zu fürchten. Unter seinem Energieschirm fühlte er sich zudem sicher.

Ich sah, daß er seine Schußwaffe verloren hatte. Sie lag etwa zwei Schritte von ihm entfernt im Gras. Der andere Anti war tot. Er war von unserem Angriff überrascht worden und hatte keine Gelegenheit mehr gehabt, einen Abwehrschirm aufzubauen.

»Es ist vorbei«, sagte Taphon. »Ihr habt euch die Falschen ausgesucht.«

»Keiner von euch kann falsch sein«, erwiderte der Anti mit gepreßter Stimme. Er hatte bräunliche Haare, ein schmales, asketisches Gesicht mit fahnatisch leuchtenden Augen. »Ihr kommt hierher und beschmutzt die-sen Planeten, dieses Sonnensystem, mit euren Experimenten. Jeder von euch hat den Tod verdient.«

»Dies ist nicht Trakarat«, erwiderte er. »Dies ist nicht eure Welt.«

»Viele freie Baalol leben hier in der Abgeschiedenheit«, antwortete er. »Es ist die einzige Möglichkeit, sich jenen zu entziehen, die über unser Volk herrschen. Und ihr bringt eure Scheußlichkeiten hierher. Tod und Wahnsinn verbreitet ihr unter den Quollontern. Es ist egal, wer von euch stirbt. Hauptsache, es stirbt überhaupt jemand von euch.«

Taphon blickte mich kurz an, und ich wußte, was er sagen wollte.

Der Anti war so voller Haß und Verachtung, daß wir nicht mit ihm reden konnten. Vor unserer Arbeit empfand er geradezu Ekel. Es wäre sinnlos gewesen, ihm zu sage, daß wir gegen die Cantaro und das Supremkommando Widerstand leisteten und sogar Verständnis für seine Empfindungen hatten. Der Anti hätte sich selbst dann nicht mit uns auf eine Stufe gestellt. Für ihn gehörten wir zu jenen gewissenlosen Wissenschaftlern, für die es keine Ethik der Forschung gab.

»Wie habt ihr meine Frau getötet?« fragte ich. »Wieso ist sie mit ihrem Boot auf die Klippen gefahren?«

»Mein toter Freund und ich haben einen geistigen Block gebildet und sie unter hypno-suggestiven Zwang genommen«, erklärte er nicht ohne Stolz. »Danach tat sie, was wir wollten. Falls es dich beruhigt - sie hat nichts gemerkt. Ihr Bewußtsein war

Bild 1

ausgeschaltet, als es passierte.«

Taphon feuerte plötzlich auf ihn. Er benutzte eine Kombi-Waffe, die gleichzeitig einen Energiestrahl und Stahlmantelgeschosse auswarf, und wiederum erkannte ich, daß der Widder sich sorgfältig auf seinen Einsatz vorbereitet hatte. Er wußte, daß die Abwehr des Antis nur auf diese Art und Weise durchbrochen werden konnte, da der Baalol sich entweder gegen Energiestrahlen oder gegen Geschosse abschirmen konnte, jedoch nicht gegen beide zugleich.

Er war auf der Stelle tot.

»War das notwendig?« fragte ich.

»Tut mir leid. Es ging nicht anders«, erwiderte Taphon gelassen.

»Wir hätten ihn ohne seine Waffen auf einer anderen Insel aussetzen können«, gab ich zu bedenken. Taphon lächelte spöttisch.

»Damit hätten wir ihn ebenfalls zum Tod verurteilt«, erklärte er. »Ohne Waffen hätte er keine Chance gegen die Wasserechsen gehabt, die nachts an Land auf Beutejagd gehen. Es wäre ein langsamer Tod gewesen, dem zahllose Nächte voller Angst und Schrecken vorangegangen wären.«

Ich wußte, daß er recht hatte, konnte mich aber dennoch nicht damit abfinden, daß er den Anti ohne weiteres getötet hatte.

Es war seltsam. Die Antis hatten Yr-makarem umgebracht, doch ich konnte sie nicht dafür hassen. Sie hatten ein Motiv gehabt, das ich irgendwie respektierte. Und ich mußte daran denken, was Taphon gesagt hatte. Der Anschlag hatte nicht meiner Frau gegolten, sondern irgendeinem von uns. Wir befanden uns in einem Krieg, in dem es jeden treffen konnte.

»Komm«, sagte der *Widder*. »Wir wollen uns ihre Behausung mal ansehen. Vielleicht finden wir etwas, was uns weiterhilft.«

Die beiden Antis hatten sich in einer Höhle wohnlich eingerichtet. Offenbar lebten sie hier schon seit Jahren.

denn ihre Unterkunft machte durchaus keinen provisorischen Eindruck. Mit Hilfe von Desintegratoren hatten sie große Räume geschaffen und die Wände mit einem speziellen Material ausgeschäumt, so daß glatte und ebenne Flächen entstanden waren. Möbel, Ausstattungen und allerlei Mitbringsel von ihren Ausflügen in die Natur dieses Planeten schufen eine wohnliche Atmosphäre. Die beiden Antis hatten in einer Umgebung gelebt, die wesentlich angenehmer war als unse-re in der Gen-Fabrik.

»Wir hatten Glück, sie zu finden«, bemerkte Taphon. »Wenn sie nicht draußen gewesen wären, hätten wir sie nicht entdeckt.«

Er untersuchte die Schränke, wobei er achtlos herausriß, was darin abgelegt war. Innerhalb weniger Minuten sah es in den Räumen der beiden An-tis aus wie auf dem Schlachtfeld.

»Hier ist etwas«, sagte er endlich und blickte mich mißbilligend an, weil ich mich nicht in gleicher Weise verhalten hatte wie er. Ich hatte die Schränke nicht ausgeräumt.

Taphon lachte.

»Immer ein bißchen sentimental, was?«

»Was hast du da?« fragte ich, ohne darauf einzugehen.

Er zeigte mir eine kleine Scheibe. Sie sah aus wie ein primitiver Geld-schein.

»Ein Syntron«, erklärte er, während er sich in einen der Sessel sinken ließ. »Mal sehen, was er uns verraten kann.«

Er schaltete das Gerät ein, und eine angenehme Stimme erfüllte den Raum. Es war die Stimme des Antis, den Taphon zuletzt erschossen hatte. Sie zitierte ein lyrisches Gedicht des Baalols, in dem von Einsamkeit und der unendlichen Ruhe der abendlichen Natur die Rede war.

»Den Quatsch wollen wir nicht hö-ren«, sagte Taphon. Er blickte mich entschuldigend an. »Tut mir leid. Aber

wir haben keine Zeit dafür. Wir kön-nen nicht ewig hierbleiben, sondern müssen bald in die Fabrik zurück, da-mit wir keinen Verdacht erregen.«

Ich streckte die Hand nach dem Syntron aus, urid er gab ihn mir.

»Was wollt ihr hören?« fragte das Gerät mit der Stimme des Toten.

»Was habt ihr über die Aras und die Cantaro in der Fabrik herausgefunden, und was habt ihr mit ihnen ge-tan?« rief Taphon. Er war ein praktisch veranlagter Mann, der mit erstaunlicher Nervenstärke über das En-de der beiden Antis hinwegging.

»Wir wollten die Augen verschließen vor dem, was in der Fabrik geschah«, erklärte der Syntron, »doch dann erfaßten wir die mentalen Ausstrahlungen, die von der Fabrik ausgingen. Sie belasteten uns. In ihnen spürten wir den Wahnsinn und eine schreckliche Bedrohung. Wir hatten das Gefühl, daß das Böse selbst in der Fabrik heranreift. Und wir meinten et-was zu spüren, was beängstigend perfekt war oder sich der Perfektion nä-herte.«

»Die Octos«, sagte ich. Taphon nickte. Er war mit mir einer Meinung. Er machte einen ungeheuer selbstbewußten Eindruck auf mich. Er war wie umgewandelt, seit ich ihm zu verstehen gegeben hatte, daß ich ihn als *Widder* erkannte hatte.

Ich mußte an seine Reaktion den-ken, nachdem wir entdeckt hatten, wie die Quollonter zugrunde gegangen waren. Er schien einem Zusam-menbruch nahe zu sein. Jetzt wußte ich nicht mehr, ob das alles echt gewe-sen war, oder ob er mir nur eine Rolle vorgespielt hatte. Ich musterte ihn verstohlen. Von seinem offenen und freundlichen Wesen war jetzt nichts mehr zu spüren. Das lustige Funkeln war aus seinen Augen verschwunden. Mir war, als hätte ich einen anderen Menschen vor mir.

»Wir mußten etwas tun«, fuhr die Stimme des Antis fort, »und wir beschlossen, so viele von den Aras zu töten wie möglich. Wir hofften da-durch die Arbeit in der Fabrik behindern oder gar beenden zu können. Das Unheimliche, das in der Fabrik heran-reifte, durfte diesen Planeten nicht verlassen. Es konnte unvorstellbares Unheil anrichten. Es war nach unserer Überzeugung eine Waffe, die niemand mehr kontrollieren konnte, wenn sie sich verselbständigte.«

Ich ging zum Ausgang und blickte hinaus. Durch die Blätter einiger Bäu-me und Büsche sah ich das Meer. Dicht am Ufer zog ein Schwarm Schleierwale vorbei. Einige Tiere durchbrachen die Wasseroberfläche und schnellten sich spielerisch mehrere Meter in die Höhe.

»Er spricht von Perfektion«, stellte ich fest.

. »Das ist mir nicht entgangen«, sagte Taphon.

»Aber das Supremkommando hat unsere Arbeit vernichtend kritisiert. Das Material soll verschwinden. Einfach so. Als ob es Müll wäre.«

»Das hat Peeroush so weitergegeben.«

Ich drehte mich um und blickte ihn an.

»Das kann doch nicht stimmen«, er-regte ich mich. »Irgend jemand lügt hier. Das alles sieht nach Sabotage aus. Die Octos in den Zwischenbe-reich zu bringen, ist absolut un-sinnig.«

Taphon verzog die Lippen zu einem spöttischen Lächeln.

»Und was geht das dich an? Waren wir uns nicht darin einig, daß wir die ganze Baalol-700-Serie vernichten müssen?«

Ich fluchte ungehalten. »Sicher«, gab ich zu, als ich mich wieder ein wenig beruhigt hatte. »Dar-um geht es nicht. Wenn ich die ganze Fabrik in die Luft jage, dann will ich wenigstens wissen, daß ich gute Ar-beit geleistet habe. Müll zu beseitigen, liegt mir nicht. Und das da drüben auf unserer Insel ist kein Müll. Ganz si-cher nicht.«

Taphon gab mir den Geldschein mit dem integrierten Syntro.

»Legst du Wert auf die Aufzeichnung der Antis?«

»Überhaupt keinen«, erwiderte ich. »Wir wissen jetzt, um was es den bei-den ging.«

Ich löschte den Speicher.

»Ich glaube, es gibt hier noch mehr zu entdecken«, sagte der *Widder*. »Ich sehe mich noch ein wenig um.«

Während er sich daran machte, die Räume noch eingehender zu untersu-chen und dabei sogar die Wände auf-zureißen, setzte ich mich auf die Klip-pen am Meer und trat in einen Dialog mit dem Sytron ein. Ich erzählte, was mir in den letzten Tagen widerfahren war. Ich hatte das Bedürfnis, mich je-mandem mitzuteilen, und sei es auch nur einer Pseudo-Persönlichkeit wie dem Syntro.

Ich begann mit der Schilderung meines Labors, mit den Augen des Cantaro, die mich ständig anblickten und mir keine Sekunde lang das Ge-fühl gaben, allein zu sein.

8.

Die Wohnung der beiden getöteten Antis war nicht mehr wiederzuerken-nen, als ich zurückkehrte. Taphon hat-te sie in ein Trümmerfeld verwandelt und buchstäblich alles herausgeris-sen, was nicht von der Natur geformt war.

Lächelnd deutete er auf eine um-fangreiche syntronische Anlage, die hinter der Wandverschalung verbor-gen gewesen war.

»Die Suche hat sich gelohnt«, sagte er. »Die beiden hatten doch noch ein wenig mehr drauf, als wir gedacht haben.«

»Was ist das?« fragte ich.

»Vereinfacht ausgesagt: eine Abhör-anlage«, erläuterte er mir. »Damit kön-nen sie sich in den Funkverkehr der Gen-Fabrik einschalten.«

»Und auch in das Überwachungs-netz des Cantaro?«

Er schüttelte den Kopf, offensicht-lich verwundert über so viel Ahnungs-losigkeit eines Wissenschaftlers, der seiner Meinung nach wohl erheblich mehr von Technik verstehen sollte.

»Dazu reicht dies bei weitem nicht aus«, erwiderte er.

»Was kann über den Funkverkehr schon groß gekommen sein?« Ich zuckte die Schultern und wollte wie-der nach draußen gehen. Ich glaubte nicht, daß er auf etwas wirklich Inter-essantes gestoßen war.

»Zum Beispiel Gespräche, die Pee-roush mit dem Supremkommando ge-führt hat«, antwortete er.

Ich blieb abrupt stehen und stützte mich an der Felswand ab. Ich begriff.

»Du meinst, mit ein bißchen Glück können wir hören, wie sich das Su-premkommando zu den Baalol-7Ooern geäußert hat?«

»Wir könnten es versuchen. Gib mir ein bißchen Zeit, dann hole ich her-aus, was drin ist in diesem Syntro. Er weigert sich noch, mit mir zu reden, aber das wird sich bald ändern.« Er lächelte flüchtig, und in seinen Augen blitzte es in jener fröhlichen Art auf, die ich an ihm so mochte. »Wozu habe ich eine Spezialausbildung erhalten?«

Ich nahm mir vor, mit ihm über Ein-zelheiten seiner Agentenausbildung und -tätigkeit zu sprechen. Ich wollte mehr über WIDDER wissen und der Organisation beitreten, falls dies mög-lich war.

Ich ging vor die Höhle, aber Taphon rief mich schon bald wieder hinein.

»Wir haben es«, sagte er triumphie-rend. »Der Syntro spuckt ein Ge-spräch aus, das Peeroush mit einem Cantaro namens Daarshol geführt hat. Dieser Daarshol gehört zum Suprem-kommando und spricht in seinem Namen.«

»Hast du es schon gehört?« fragte ich erregt.

»Nur den Anfang. Paß auf.«

Er forderte den Syntro auf, die Auf-zeichnung des Gesprächs abzufahren, und der Computer gehorchte. Die Stimme Peeroushs klang aus den Lautsprechern. Er sprach den anderen Cantaro an, und Daarshol begrüßte ihn. Sein Tonfall machte deutlich, daß dies nicht das erste Gespräch war, das die beiden miteinander führten.

»Im Namen des Supremkomman-dos möchte ich dir sagen, daß wir au-ßerordentlich zufrieden sind mit der Produktion«, erklärte Daarshol wenig später. »Die Superklone sind perfekt.«

Mir stockte der Atem. Was präsen-tierte Taphon mir da? Eine Fäl-schung?

»Die Baalol-700er übertreffen alle Erwartungen des Supremkomman-dos«, fuhr Daarshol fort. »Die Frage ist: Wie sieht es mit der Geheimhal-tung aus?«

Peeroush zögerte mit seiner Ant-wort. Es schien, als habe ihn diese Fra-ge überrascht.

»Es gibt einen Ara, der mir ein we-nig zu neugierig ist«, erklärte er dann.

»Weristes?«

»Ilmarem, der Leiter der Aras und des wissenschaftlichen Programms«, erwiderte Peeroush. »Er ist nahe dar-an, die Wahrheit herauszufinden.«

»Welche Abwehrmaßnahmen hast du getroffen?«

»Die Oktober-Klone werden die An-gelegenheit regeln!«

Das waren die Kernsätze der Unter-redung. Was danach kam, interessierte Taphon und mich nicht mehr. Er schaltete ab.

»Das ist in zweifacher Hinsicht be-deutsam«, bemerkte er in seiner küh-len, analytischen Art. »Erstens wuß-ten die beiden Antis Sehr viel mehr über die Vorgänge in der Fabrik, als sie auf dem Geldschein-Syntro festge-nalten haben.«

»Und zweitens?«

»Zweitens stehst du auf der Todes-liste.«

Er sagte es so ruhig und gelassen, als habe er sich über das Wetter geäußert. Ich hatte das Gefühl, eine unsichtbare Hand greife nach meinem Herzen.

»Und du nicht?« fuhr ich ihn an.

Er blickte mich mitfühlend an.

»Ich stehe auf vielen Listen«, ant-wortete er ernst. »Seit ich mich ent-schlossen habe, WIDDER beizutreten, steht der Schatten des Todes hinter mir. Das ist nun mal so. Man gewöhnt sich dran.«

Er schien in seiner Ruhe und Über-legenheit unerschütterlich zu sein.

Ich aber war völlig durcheinander.

Peeroush hatte mich belogen und betrogen.

Der Gantaro hatte behauptet, die Oc-tos seien nicht mehr als Müll, und sie würden mit dem anderen Müll in den »Zwischenbereich« gebracht werden. Jetzt wußte ich, daß dies eine Lüge war.

Die Octos waren perfekt, und das Supremkommando hatte sie zweifel-los für eine große Aufgabe vorgese-hen. Das aber durfte ich nicht wissen.

Hinter den gefalschten Testergeb-nisseh stand kein Saboteur, sondern der Geheimhaltungsbefehl des Su-premkommandos!

Ich setzte mich auf den Boden.

»Bilde dir nur nicht ein, daß mich das kalt läßt«, sagte Taphon. »WID-DER hät mir keine klar umrissene Aufgabe gestellt, als ich eingeschleust wurde. Eindeutig aber war, daß ich die Produktion Von so hochwertigen Klo-nen sabotieren und nach Möglichkeit verhindern sollte. Es ist mir nicht ge-lungen. Die Octos sind einsatzbereit. Sie müssen nur noch abtransportiert werden.«

»Wir müssen sie vernichten«, stam-melte ich. »Wir müssen die ganze Fa-brik in die Luft jagen. Kein einziger dieser Octos darf Aptulat verlassen.«

»Dazu wird es nicht mehr koh-men.« Er ging an mir vorbei nach draußen, und ich sprang auf, um ihm zu folgen. Dunkle Wolken waren auf-gezogen, und in der Ferne zuckten Blitze vom Himmel herab. Das Gewit-ter war jedoch so weit weg von uns, daß wir nur ein leises Grummeln ver-nahmen. Schwärme von entenähnli-chen Vögeln zogen an der Insel vorbei und verschwanden nach Norden. ,

»Wie meinst du das?« fragte ich.

»Hast du vergessen, was Peeroush gesagt hat? Die Oktober-Klone wer-den alles regeln.«

Ich fuhr erschrocken zusammen. Daran hatte ich nicht gedacht, doch jetzt wurde ich mir dessen bewußt, was diese Worte beinhalteten. Die Oc-tos würden mich angreifen und in den Wahnsinn treiben.

Wahrscheinlich würden sie sich damit jedoch nicht be-gnügen, sondern auch noch eine Zell-explosion herbeiführen. Sie würden mich im wahrsten Sinne des Wortes ausradieren.

»Du kannst nichts dagegen tun«, be-merkte Taphon.

Meine Gedanken überschlugen sich. Ich hatte das Gefühl, nur noch Sekun-den Zeit zu haben, bis der tödliche Schlag gegen mich erfolgte. Spürte ich nicht schon, wie die Octos mit ih-ren paranormalen Kräften nach mir ta-steten? Gelang es mir nur aus diesem Grund nicht, mich wie gewohnt zu konzentrieren?

Ich hatte das Gefühl, mich nicht mehr auf den Beinen halten zu kön-nen. Plötzlich wußte ich, daß die Octos sich längst auf mich eingepellt hat-ten. Schon früher hatten sie ihre gei-stigen Fühler nach mir ausgestreckt, hatten mich belastet und meine Sinne verwirrt.

Hatte ich nicht einen Wimpern-schlag in meiner Hand gespürt, als ich einen kleinen Monitor mit den Computeraugen berührte? Hatte ich nicht auch bei anderen Gelegenheiten Grund, an meinem Verstand zu zwei-feln?

Das Bild rundete sich.

Nie zuvor hatte ich daran gedacht, wie sich die Opfer der Octos fühlen könnten. Jetzt war ich selbst als Opfer auserkoren, und die Angst ergriff mehr und mehr Besitz von mir. Der Hals wurde mir eng, so daß mir das Atmen schwerfiel, und irgend etwas schien meine Gedanken zu blockie-ren. Ich war nicht in der Lage, einen Entschluß zu fassen oder einige Schritte vorauszudenken. Wie ge-lähmt wartete ich darauf, daß die Oc-tos zuschlagen würden.

»Wir werden uns trennen«, sagte Ta-phon. »Ich kehre nicht mehr in die Fa-brik zurück. Ich versuche, mich abzu-setzen. Vielleicht gelingt es mir, ir-gendwo in einem Winkel dieses Plane-ten ein Versteck zu fmden, in dem ich zumindest solange bleiben kann, bis die Octos weggebracht worden sind.«

»Warum sprengen wir die Fabrik nicht?« fragte ich. »Du hast doch alles vorbereitet.«

Er lächelte traurig.

»Das habe ich«, gab er zu. »Aber du hast dafür gesorgt, daß ich die Bombe nicht zünderi kann.«

»Jetzt halte ich dich nicht mehr auf«, versprach ich.

»Kunststück!« Er lachte, als hätte ich einen Witz gemacht. »Die Octos werden dafür sorgen, daß du es nicht mehr kannst.«

Ich ging darüber hinweg. Für einige Sekunden konnte ich mich von der lähmenden Angst freimachen.

»Wie können wir die Bombe zün-den?« drängte ich. »Geht es von hier aus über Funk?«

»Leider nicht. Wir müßten in die Fa-brik zurückkehren und ins Labor ge-hen. Dort genügt ein Handgriff, um die Explosion auszulösen.«

»Was für ein Handgriff? Ich muß es wissen, falls wir es nicht beide schaf-fen, dorthin zu kommen.«

Er erklärte es mir, als hätten wir be-reits beschlossen, das schier Unmögli-che zu wagen und in die Gen-Fabrik zurückzukehren.

»Laß uns nicht länger warten«, schlug ich vor, als ich alles wußte. »Vielleicht haben wir noch eine Chance.«

»Es beunruhigt mich, daß wir noch nicht tot sind«, sagte er.

Ich fürchtete um seinen Verstand.

»Wie bitte?«

Er blickte mich an, und abermals lachte er, als bestände keinerlei Ge-fahr für uns.

»Entschuldige«, sagte er. »Das muß sich dumm angehört haben in deinen Ohren. Natürlich bin ich froh, daß wir . noch leben. Und ich habe auch nicht die Absicht, kampflos aufzugeben. Ich wollte damit nur ausdrücken, daß Peeroush irgend etwas im Schilde führt. Er weiß, daß wir zusammen sind. Daß er noch nicht zugeschlagen hat, kann eigentlich nur bedeuten, daß er noch irgend etwas vorhat, bevor er Schluß macht.«

»Was könnte das sein?«

»Kannst du dir das nicht denken? Vermutlich hält er uns beide für Wid-der-Agenten. Und die bringt man nicht um, bevor man sie nicht verhört hat.«

»Das bedeutet...« Ich lief einige Schrrtte vom Eingang der Höhle weg und spähte auf das Wasser hinaus. Ta-phon stieg auf einen Felsen, von dem aus er eine bessere Rundsicht hatte. Doch die besseren Augen hatte ich, denn ich entdeckte den dunklen Punkt, der sich kaum von den Gewit-terwolken abhob. Er näherte sich uns schnell und wurde dabei immer größer.

»Ein Gleiter«, rief ich zu Taphon hinüber. »Er kommt genau aus We-sten.«

»Wir versuchen zu fliehen«, antwor-tete er, während er von den Felsen herabkam und zu unserem Gleiter ha-stete. »Nimm du den Gleiter der Antis. Ich nehme unserer. Einem von uns kann er nur folgen.«

Ich war so aufgereggt, daß ich schon nach wenigen Schritten stolperte und einen sanft abfallenden Hang hinab-fiel. Erst zwischen einigen Büschen konnte ich mich abfangen. Einer Pa-nik nahe raffte ich mich auf und kroch den Hang hinauf. Ich kam nicht weit, denn eine Schlingpflanze hatte sich um meinen rechten Fuß gelegt und zog mich nun mit einem energischen Ruck zurück. Ich rollte den Hang hin-ab und konnte erst im letzten Moment verhindern, daß ich noch mehr in das Gewirr der Pflanzen geriet. Mit zit-ternden Händen löste ich die Ranken von meinem Bein ab und machte mich nun erneut auf den Weg nach oben.

Als ich über die Kante des Hangs blickte, sah ich, daß der andere Gleiter gelandet war. Peeroush stieg aus.

Überraschenderweise war Taphon mit seiner Maschine noch nicht gestar-tet. Ich konnte nur vermuten, daß ir-gend etwas mit seinem Gleiter nicht in Ordnung war.

Der *Widder* stand regungslos neben seinem Antigrav. Seine rechte Hand ruhte auf dem Kolben seiner Strahlen-waffe.

Peeroush schien unbewaffnet zu sein, doch das täuschte sicherlich. Ich konnte mir nicht denken, daß der Can-taro ein unnötiges Risiko einging. , Vorsichtig glitt ich den Hang hinun-ter. Ich durfte nicht länger auf der, In-sel bleiben. Was auch immer mit dem Gleiter Taphons geschehen sein mochte, es ging mich nichts an. Ich mußte mich auf die Bombe in der Gen-Fabrik konzentrieren. Sie war un-sere letzte Chance. Nur mit ihr konnte ich noch verhindern, daß die Octos als eine der entsetzlichsten Waffen gegen WIDDER oder andere Feinde des Su-premkommandos eingesetzt-wurden.

Als ich etwa fünfzig Meter zurückge-legt hatte, gaben mir einige Felsen Deckung. Ich rollte mich zur Seite und spähte durch eine Lücke zu unse-rem Gleiter hinüber. Jetzt sah ich, daß er an der Seite von einem Energie-schuß geschwärzt war. Deshalb also

war Taphon nicht gestartet. Peeroush hatte geschossen und getroffen.

Wo aber waren Taphon und der Can-taro? Ich konnte sie nicht sehen, und ich hörte nichts von ihnen. Verwundert richtete ich mich auf, um einen besseren Überblick zu ge-winnen.

Peeroush und der Widder-Agent wa-ren verschwunden.

Plötzlich blitzte es, und ich dachte im ersten. Moment, das Gewitter sei nun so nah, daß es uns fast erreicht hatte. Doch der Donner blieb aus.

Ich verließ rneine Deckung und er-hob mich, ohne an die Gefahr zu den-ken, der ich mich dabei aussetzte. Und jetzt entdeckte ich Taphon und den Cantaro. Sie flogen etwa zweihundert Meter von der Insel entfernt in nur we-nigen Metern Höhe über das Wasser. Sie hatten beide Mikrogravitatoren, mit deren Hilfe sie fliegen konnten.

Der *Widder* versuchte mit überra-schenden Manövern seinem Verfolger zu entkommen, doch es gelang ihm nicht, Peeroush abzuschütteln. Ei-gentlich hätte der Cantaro ihn längst erschossen haben müssen, doch das wollte er offensichtlich nicht. Pee-roush schien es zu genießen, seinen Gegner leiden zu sehen. Er gewährte ihrri einen kleinen Vorsprung und griff sofort wieder an, wenn es so schien, als könne Taphon ent-kommen.

Ich wollte das Ende dieses eigen-tümlichen Kampfes nicht sehen. Für mich war ohnehin klar, daß Taphon nicht gegen Peeroush bestehen konn-te. Ich warf mich herum und rannte wie von tausend Teufeln gehetzt zum Antigravgleiter der beiden toten An-tis. Er stand hinter einem Hügel ver-steckt zwischen Büschen. Ich stürzte mich auf die Maschine, riß die Tür auf und stieg ein. Im nächsten Moment lö-ste sich der Gleiter auch schon vom Boden.

Behutsam lenkte ich ihn über die Büsche hinweg zu den Klippen hin, wobei ich ständig bemüht war, in der Deckung des Hügels zu bleiben. Pee-roush durfte mich nicht sehen. Ich umflog einige Felsbrocken, er-reichte das östliche Ufer der Insel und ließ den Gleiter absinken, daß er fast das Wasser berührte. Jetzt kam es dar-auf an.

Ich blickte mich suchend um. Von Peeroush und Taphon war nichts zu sehen, und ich fragte mich, ob der *Widder* vielleicht doch nicht ganz so wehrlos war, wie es den Anschein ge-habt hatte. Es war durchaus möglich, daß er Peeroush von der Insel wegge-lockt hatte, damit ich eine Chance zur Flucht bekam. Ich nahm sein Opfer an.

Ein wenig tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß er vielleicht noch eini-ge Tricks kannte, mit denen er den Cantaro überraschen wollte.

Entschlossen beschleunigte ich den Gleiter. Er raste in geringer Höhe über das Wasser hinweg. Die Instrumente zeigten mir an, daß nur wenige Zenti-meter die Maschine von der Wasser-oberfläche trennten.

Ich mußte alles auf eine Karte set-zen. Vor allem mußte ich versuchen, den Mann zu vergessen, der mir

in die-sen Tagen fast zum Freund geworden war.

Du mußt zur Fabrik! hämmerte ich mir ein. So schnell wie möglich. *Es ist deine einzige Chance.*

Wie schnell hatte ich mich vom be-geisterten Wissenschaftler und For-scher zum Saboteur gewandelt, der bereit war, mit einem Schlag alles zu vernichten, wofür er ein Leben lang gearbeitet hatte!

Ich erreichte ein unübersichtliches Schärengebiet, das der Küste des Kontinents vorgelagert war. Aufat-mend tauchte ich in diese Welt aus kleinsten Inseln und Klippen ein, in der mich Peeroush nicht so leicht fm-den konnte. Dabei blickte ich auf den Monitor der Rückwärtsortung.

Von dem Cantaro war nichts zu se-

Bild 2

hen. Er war zusammen mit Taphon verschwunden. Ich fühlte mich ein wenig sicherer als zuvor und drosselte die Geschwindigkeit.

Allmählich gelang es mir, meine Ge-danken zu ordnen und mich auf die Aufgaben zu konzentrieren, die vor mir lagen. Ich mußte damit rechnen, daß man mich nicht so ohne weiteres in die Fabrik lassen würde, und ich war entschlossen, diesen Widerstand zu brechen.

Da ich glaubte, ein wenig Zeit zu ha-ben, durchsuchte ich den Gleiter, und nach einigen Minuten stieß ich auf ein Geheimfach im Boden. Ich öffnete es und fand einen Multitraf darin, dessen Energiekammer eine ausreichende Ladung aufwies. Die Waffe verlieh mir ein wenig mehr Sicherheit.

Zunächst hatten mich die Worte Peeroushs, daß die Oktober-Klone Ta-phon und mich beseitigen sollten, in Angst und Schrecken versetzt. Ich fühlte mich absolut wehrlos gegen die Octos, und ich war es auch. Dennoch war die Gefahr nicht ganz so groß, wie ich in mein.em ersten Entsetzen ge-glaubt hatte.

Die Baalol-700er durften ihre menta-len Energien nur unter strenger Kon-trolle eines Wissenschaftlers einset-zen. Peeroush konnte nicht einfach ir-gendwelche Strukturlücken im PSI-Schirm schaffen und ihnen befehlen, diesen oder jenen in den Wahnsinn zu stürzen oder durch Zellexplosion zu töten. Damit würde er ungezielt zu-schlagen und wahrscheinlich viele umbringen, auf deren Mitarbeit er an-gewiesen war. Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr kam ich zu dem Schluß, daß er zu einem gezielten Angriff auf mich noch gar nicht in der Lage war. So gut konnte er die Octos nicht steuern. Bisher hatte das ganze Projekt in meiner Hand gelegen. Nie-mand hatte soviel Erfahrung mit den Octos wie ich. Wer meine bisherige Rolle bei ihnen einnehmen wollte, der mußte sich erst einmal einarbeiten. Und das brauchte seine Zeit.

Allmählich wuchs meine Zuver-sicht. Gar so unterlegen, wie ich zu-nächst geglaubt hatte, war ich nicht. Zwischen den Schären öffnete sich eine Lücke von mehreren Kilometern. In ihr war ich ungedeckt.

Vorsichtig führte ich den Gleiter an die letzte In-sel heran und begann mit der Suche nach Peeroush. Er war nirgendwo zu sehen, und ich atmete auf. Entschlos-sen beschleunigte ich die Maschine und raste zu den weit entfernten In-seln hinüber. Dabei setzte ich die Or-tungsgeräte ein und blickte mich stän-dig um. Doch auch jetzt entdeckte ich keine Spur von Peeroush. Hatte er die Suche aufgegeben? Oder war er sich dessen sicher, daß ich zur Fabrik zu-rückkehren würde?

Ich flog zwei Stunden lang nach Norden, dann bog ich in Richtung We-sten ab und machte mich auf den wei-ten Weg zur Gen-Fabrik. Vielleicht hätte ich direkt dorthin fliegen sollen. Möglicherweise wären meine Chan-cen dann besser gewesen. Doch dazu hatte ich mich nicht entschließen kön-nen. Mein Respekt vor dem Cantaro war zu groß.

Ich lehnte mich weit zurück, über-ließ es der Automatik des Gleiters, die Maschine zum Ziel zu bringen, und schloß die Augen.

Die nächstens Schritte waren klar.

Ich mußte direkt ins Labor gehen und die Bombe sofort zünden. Wie mir Taphon gesagt hatte, blieben mir da-nach nur noch drei Minuten, um mich in Sicherheit zu bringen. Mehr Zeit hatte er sich nicht eingeräumt, um nie-mandem die Chance zu geben, die Bombe in letzter Sekunde noch zu entschärfen. Ich mußte ihm recht ge-ben, obwohl mir diese Zeitspanne äu-ßerst knapp einkalkuliert zu sein schien. Je knapper die Frist bis zur Explosion war, desto geringer war auch die Gefahr, daß irgend jemand die Bombe unschädlich machte.

Ich durfte mich weder auf dem Hin-noch auf dem Rückweg aufhalten.

Ganz gleich, wem ich ich in der Fabrik begegnete ich durfte mich nicht mit ihm aufhalten. Ich konnte ihm höch stens eine Warnung zurufen, sich schleunigst in Sicherheit zu bringen

Da ich noch viel Zeit hatte bis zu meiner Ankunft auf der Insel der Gen-Fabrik, sprach ich meinen Bericht in den Geldschein-Syntro. Was sich hier ereignet hatte, war zu wichtig, als daß es einfach unter den Tisch

gekehrt werden durfte. Ich wollte auch nicht, daß die Dinge nur aus der Sicht des Cantaro geschildert wurden. Falls ich nicht überlebte, fand vielleicht irgend jemand den Syntro mit meinem Be richt. Ein leiser Glockenton zeigte an, daß es nicht mehr weit war bis zu meinem Ziel. Ich öffnete die Augen und sah die

Insel bereits vor mir hegen. Sie sah so friedlich aus wie immer. An ihrem Au ßeren deutete nichts darauf hin, wel che Scheußlichkeiten sie in ihrem In nern verbarg.

Ich landete auf dem Parkplatz der Fabrik. Niemand hielt sich in memer Nähe auf. Auch bei den Unterkünften war keiner der Aras zu sehen.

Ich stieg aus, versenkte die Hände in den Hosentaschen und ging zum Haupteingang der Fabrik. Da ich da mit rechnete, daß mich irgend jemand beobachtete, versuchte ich mir den Anschein zu geben, als hätte ich es nicht eilig.

Ich erreichte den Eingang und sank im Antigravschacht nach unten. Durch einige Seitenfenster sah ich einige Wissenschaftler, die in ihren Laboratorien arbeiteten.

Mein Herzschlag beschleunigte sich

immer mehr, und unter dem Druck des Geschehens spürte ich die Belastung für mein Herz. Ich hatte ziehen de Schmerzen im linken Arm und in der Brust. Sie zeigten mir an, daß die se Sabotageaktion viel mehr war, als ich eigentlich ertragen konnte.

Ich erreichte das Labor und trat ein. Meine Blicke gingen zu den Geräten hinüber, die Taphon in meiner Anwesenheit als Bombe präpariert hatte.

Nichts war verändert worden.

Mit einem einzigen Handgriff konn te ich die Bombe scharf machen.

Ich schluckte.

Es gab kein Zurück mehr.

Ich ging zu den Geräten hinüber überprüfte noch einmal alles - und schaltete den Zeitzünder ein.

Noch drei Minuten bis zur Explosion!

Ich rannte aus dem Labor zum Anti-gravschacht hin und schlug im Vor-beilaufen die Faust auf den Alarmknopf. Die Sirenen begannen zu heulen, und während ich im Antigrav-schacht nach oben stieg, beobachtete ich, wie Aras und Cantaro aus ihren Arbeitsräumen flüchteten. Jeder von ihnen schien zu wissen, wie knapp die Zeit war. Keiner zögerte. Alle rannten.

Ich erreichte den Ausgang der Fabrik und hastete zum Antigravgleiter hinüber. Ungehindert startete ich die Maschine und beschleunigte dann mit Höchstwerten. Der Gleiter raste auf das Meer hinaus, und ich lehnte mich aufatmend in die Polster zurück.

Es war geschafft.

Die Gen-Fabrik würde in weniger als 60 Sekunden explodieren, und da nach gab es keine Baalol-700er der Ok-tober-Klasse mehr.

Ich griff zu dem Geldscheinsyntro, um meinen Bericht abzuschließen.

*

Der Cantaro Peeroush betrat das Labor mit allen Anzeichen der Gelassenheit. Er ging zu den von Taphon präparierten Geräten und nahm einige Schaltungen vor.

Die Alarmsirenen verstummen.

»Alles ist nach Plan verlaufen«, meldete sich der Hauptsyntro der Fabrik. »Die Bombe ist entschärft.«

»Wo ist Ilmarem jetzt?« fragte der Cantaro.

»In einem Gleiter. Er entfernt sich mit großer Geschwindigkeit von der In sel und spricht seinen Bericht in den Syntro«, antwortete der Computer.

»Und du hörst jedes Wort mit?«

»Genauso ist es. Ilmarem ist überzeugt davon, daß er es geschafft hat.«

Peeroush lächelte.

»Dann wollen wir seinen Bericht jetzt beenden«, sagte er. »Ilmarem hat alles erzählt, was ich wissen wollte.«

»Ich beende den Bericht«, erwiederte der Syntro.

»Schade«, bemerkte der Cantaro, während er das Labor verließ. »Noch lieber wäre mir gewesen, Taphon hätte sich alles von der Seele geredet. Aber er hat leider geschwiegen. Bis zum Schluß. Er hat seine Geheimnisse mit in den Tod genommen.«

Die Verbindung zum Syntro brach auch nicht ab, als der Cantaro nun zu seinen Arbeitsräumen

zurückkehrte. Er beachtete die Aras nicht, die ihm begegneten. Sie waren verunsichert. Sie wußten nicht, was der Alarm zu bedeuten gehabt hatte. Doch er dachte nicht daran, sie zu informieren. Sie waren nichts weiter als gut funktionie-rende Werkzeuge für ihn. Eine eigene Persönlichkeit gestand er ihnen nicht zu.

»Ich habe eine Strukturlücke für die Octos geschaffen«, berichtete der Syntro.

»Dann sollen sie jetzt ein Ende ma-chen.«

Einige Sekunden verstrichen.

»Es ist vorbei«, meldete der Compu-ter danach. »Die Octos haben perfekt gearbeitet. Sie haben das Ziel ange-

peilt und befehlsgemäß eine Zellex-plosion ausgelöst. Danach habe ich die Strukturlücke wieder ge-schlossen.«

»Ich bin zufrieden«, erwiderte Pee-roush. Er betrat sein Arbeitszimmer, setzte sich und nahm Verbindung mit der ANUBIS auf. Das Raumschiff hat-te sich bereits vor mehr als einer Stun-de angekündigt. Jetzt befand sich auf dem Anflug nach Aptulat und würde in etwa einer halben Stunde landen.

Kommandant Tausoon meldete sich. Er war ebSfalls ein Cantaro.

»Es ist alles vorbereitet«, erklärte Peeroush nach der kurzen Begrüßung. »Die ANUBIS wird alle Klone der Oktober-Stammes zusammen mit dem ubrigen Gen-Müll an Bord nehmen.«

»So lautet der Befehl«, bestätigte Tausoon. »Danach werde ich dir das Kommandp über die ANUBIS überge-ben, und ich werde die Gen-Fabrik übernehmen.«

»Ausgezeichnet«, lobte Peeroush. »In spätestens zwei Stunden bin ich auf dem Weg zur Außenwelt Mycon.«

ENDE

Was mit den Octos, dem angeblichen „Gen-Mill“ weitergeschieht, das berichtet K. H. Scheer im PR-Band 1488.

Der Roman trägt den bezeichnenden Titel:

SÖHNE DER HÖLLE